

Aus der psychiatrischen Universitätsklinik Basel
(Direktor: Prof.Dr.med.P.Kielholz)

SUCHT UND TODESTRIEBE

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der Medizinischen Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von

RENÉ BLOCH

Basel

1965

Buchdruckerei Benteli AG, 3018 Bern · 1966

Aus der psychiatrischen Universitätsklinik Basel
(Direktor: Prof. Dr. med. P. Kielholz)

SUCHT UND TODESTRIEBE

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der Medizinischen Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von

RENÉ BLOCH

Basel

Buchdruckerei Benteli AG, 3018 Bern · 1966

Von der Medizinischen Fakultät Basel genehmigt
auf Antrag von Prof. Dr. med. P. Kielholz

Tag der Promotion: 7. Dezember 1965



Herrn Dr. med. R. Schneider möchte ich für wertvolle Anregungen
meinen Dank ausdrücken

INHALT

<i>Einleitung</i>	5
Sucht aus Mangel an schöpferischer Erfüllung	5
<i>Sucht und Todestribe</i>	15
Todestrieb und Autodestruktion innerhalb der Sucht	15
Die Todessehnsucht als Bestandteil des Psychischen	17
Die Todessehnsucht in Dichtung und Kunst. Erfüllungsformen der Todes- sehnsucht	22
Künstliche Rauschmittel	30
Analyse der Todesempfindung und Bestimmung des Suchtbegriffs	33
Die antagonistische Bedeutung der «Tätigkeitssuchten»	41
<i>Zusammenfassung</i>	53
<i>Literaturverzeichnis</i>	55
<i>Curriculum vitae</i>	57

EINLEITUNG

SUCHT AUS MANGEL AN SCHÖPFERISCHER ERFÜLLUNG

Wenn in dieser Arbeit der Zusammenhang zwischen Sucht und Todestrieben untersucht wird und gezeigt werden soll, daß der süchtige Mensch sich dauernd auf der Suche nach Todesruhe befindet, um die Lebenswirklichkeit zu vermeiden, so wollen wir uns zuerst fragen, was den Süchtigen dazu veranlaßt, das reale Leben zu verlassen und sich immer wieder in eine Verfassung erloschener Sinnesempfindungen zu versetzen. Durch unsere Betrachtungen werden wir auch tiefer Einblick gewinnen in das Wesen des Gegensatzes der Lebenstriebe zu den sogenannten Todestrieben, als deren krankhafte Ausdrucksform uns die Sucht dann erscheinen wird.

Die süchtige Sehnsucht nach Todesruhe halten wir als ein Zeichen unerfüllt gebliebener schöpferischer Triebe des süchtigen Menschen. Wo der menschliche Schöpferdrang, welcher die klarste Ausdrucksform des dem Menschen innewohnenden Lebenstriebes darstellt, keine Erfüllung findet, wird der Trieb aktiviert, in die Todesstille einzugehen. Der Lebensinhalt des Menschen geht über die Selbsterhaltung weit hinaus und erhält seine Merkmale vom schöpferischen Wert menschlichen Seins. Überall in der belebten und unbelebten Natur läßt sich das Wirken des Schöpferischen erkennen, aber nur der Mensch hat dank der Bewußtheit und Freiheit seines Handelns selbst aktiven Anteil am Schöpferischen, er allein ist Geschöpf und Schöpfer zugleich. Er ist nicht nur ein Medium, wodurch sich ein übergeordneter Lebenstrieb verwirklicht, sondern er ist selbst schöpferisch begabt. Sein Verhalten wird, indem er zu erstmaligen Leistungen befähigt ist, nicht mehr nur durch angeborene Reaktionsarten bestimmt. Die schöpferischen Möglichkeiten des Menschen verwirklichen sich aber nicht nur in Wissenschaft und Kunst, sondern überall in seiner Beziehung zur Umwelt und der dadurch stattfindenden gegenseitigen Gestaltung.

Derjenige Mensch, welchem es gelingt, seine Möglichkeiten in schöpferischer Beziehung mit dem Lebensganzen auszutragen, wird sich glücklich fühlen und den Sinn des Lebens im Schöpferischen selbst erkennen. Bleibt ihm aber die Selbstentfaltung versperrt und findet seine nach Selbstdarstellung und eigener Leistung verlangende Liebe zum Leben keine Erfüllung, dann fehlt ihm das Gefühl des Glücks, der Sinn seiner Existenz wird ihm fraglich erscheinen, er wird unzufrieden und des Lebens überdrüssig sein. Dieser Mensch, der seine Bestimmung verfehlt und mit seiner Umwelt nicht in einen Dialog kommt, wird sich entweder eine Scheinwelt aufbauen, worin seine Existenz sinnvoller erscheint, oder er wird die Realität vermeiden, indem er sich zurückzieht und seine Sinnesindrücke zu reduzieren versucht. Die Verbindung des Menschen mit seiner menschlichen Umgebung

erfordert eine dynamische Anpassung beider Seiten, welche sich verändern und in ihrer Entwicklung fortschreiten. Wenn diese Anpassung zwischen Individuum und Umwelt mißlingt, kommt es zum Zusammenbruch der Lebensinteressen der Persönlichkeit oder genauer jener Lebenssphäre, welche das menschliche Leben über das rein Instinktive und Triebhafte emporhebt. Es sind, wie wir hier schon unterstreichen möchten, nur die phylogenetisch jüngeren und mit höheren Stellen des Zentralnervensystems verbundenen Triebe, welche erlahmen, wenn die menschliche Existenz keine Sinneserfüllung findet. Die Reduktion der nervösen Funktionen betrifft die Einstellung nach außen und die geistig-ethische Haltung des Menschen, also jene Funktionen, welche zum Teil für den Menschen spezifisch sind und die Lebenstriebe am reinsten offenbaren. Dafür strebt der süchtige Mensch, um seine Mißstimmung erträglich zu machen, nach den betäubenden Erlebnissen sinnlicher Lust. Wir werden noch ausführlich zu zeigen versuchen, daß, was dem süchtigen Menschen das Leben erst erträglich macht, im Finden von Ruhe besteht. Jene Energien, welche dem süchtigen Menschen zur Verfügung stehen zur Selbstentwicklung und zum schöpferischen Lebensvollzug, werden angewendet auf der Suche nach lustvoller Betäubung bis zur selbstzerstörerischen Aufgabe des Lebens.

Die toxikomane Akkordarbeiterin greift zu euphorisierenden und «erleichtern-den» Tabletten, weil ihre neue soziale Stellung und ihre eintönige Arbeit der weiblichen Seelenstruktur widerspricht. Sie wird in ihrer Daseinsentfaltung gehemmt und kann ihre weiblichen Anlagen nur ungenügend verwirklichen. Deshalb kommt es zu einem Dauerstreben, die Realität weniger fühlbar zu machen. Befreiende Distanzierung und ruhiges Wohlbefinden findet sie durch die Summierung der pharmakologischen Wirkung mit oralem Lustgewinn. Bei ihr liegen Versagen und Ursache der Sucht mehr auf der Seite der Organisation der Gesellschaft, aber es kann auch eine Fehlhaltung des Individuums dessen Verhältnis zur Umwelt beeinträchtigen und eine Abwendung vom Leben bewirken. Da ihm ein sinnvolles Menschsein nicht gegeben ist, wendet es sich dem Tode als der äußersten Möglichkeit des Daseins zu. Was dem süchtigen Menschen im Laufe seiner Lebensgeschichte versagt bleibt, kann er nur noch durch die Vereinigung mit dem Tode erreichen: In dienender Stellung Aufnahme zu finden innerhalb des Lebensganzen.

JORES zieht einen Vergleich mit dem Leben der Tiere, indem er schreibt, daß die Behinderung der Entfaltung beim Tier Siechtum und Tod bedinge. Der Selbsterhaltungstrieb, das Streben des Lebens, am Leben zu bleiben, verliere seine Gültigkeit, sobald Entfaltung in einer für das Tier adäquaten Form behindert sei. Dann mache sich der Todestrieb beziehungsweise das Todesverlangen bemerkbar. Warum soll diese Beobachtung nicht auch für den Menschen gültig sein, ein Lebewesen mit weit stärkerer Individualität und weit größeren Möglichkeiten der Selbstentfaltung? Scheint uns doch gerade das menschliche Leben besonders auf aktive Entfaltung im Geistigen und Seelischen angelegt zu sein. Nur der Mensch

besitzt so starke Potenzen, welche sich am Lebens- und Entwicklungsprozeß beteiligen möchten und die schöpferische Begabung ausmachen.

JASPERS hat die Bedeutung schöpferischer Lebensgestaltung mit folgenden Worten beschrieben: «Sobald der Mensch erwacht, will er nicht bloß dahinleben, sondern für etwas da sein. Er will einen Sinn seines Lebens erfahren. Daher ist ihm die Welt nicht bloß erlittene Umwelt, sondern Aufgabe der Gestaltung; er bringt im Gegebenen seine Welt hervor und das, was dann ohne ihn für andere da ist. Sein Leben geht über sein biologisches Dasein hinaus. Er schafft Werke, die weiterwirken. Alltagsarbeit – der Aufgabe des Tages dienen –, diese im Zusammenhang des Berufes, das heißt der Leistungskontinuität, verwirklicht im Wirken unter Führung geistiger Ideen, bringt erst die Wesensverwirklichung des Menschen. In Aufgabe und Bestimmung weiß er sich zugleich aktiv schaffend und gehorsam in diesem Dienst. Er selbst bestimmt den Weg, in dem er sich bestimmt weiß. Das Grundverhalten des Menschen, seine Lebensstimmung, sein Selbstbewußtsein, sind abhängig von dem Gelingen solcher Einfügung seiner Tätigkeit in die Kohärenz der Dinge. Er erfüllt sich, wenn er in einer Welt zu sich kommt, die er selbst mit hervorbringt.» Dieses warme Umfangensein vom Leben und das mehr oder minder bewußte Gefühl, selbst nach dem Bilde Gottes geschaffen, als Homo creator am Gang der Welt beteiligt zu sein, vermißt der Süchtige. Fremd und leer erscheint ihm die Welt, und statt in ihr beheimatet zu sein, steht er außerhalb von ihr und leidet an der Zwecklosigkeit seiner Existenz. Das Fehlen eines sinnvollen Lebensbezuges wird verursacht durch seine infantil gebliebenen Ansprüche oder die Anspruchslosigkeit seiner Umwelt. Entweder hat er seine kindlichen Liebes- und Besitzforderungen an die Eltern auf die Erwachsenenwelt übertragen, oder sein Versuch, in schöpferische Beziehung zur Umwelt zu treten, trifft ins Leere. Bei dem in der narziß-tischen Phase der Libidoentwicklung verhaftet gebliebenen Süchtigen persistiert eine rezeptiv-passive Einstellung gegenüber der Welt. Er trauert der Geborgenheit und dem geschützten Dasein seiner frühesten Kindheitstage nach, wo noch keine Forderung an ihn gestellt wurde und kein Realitätsprinzip regierte. Seine Sehnsucht gilt jenem Zustand, da er noch nicht vom Geist aufgerufen wurde, sich über dasjenige Leben, das sich in der lustvollen Erfüllung vegetativer Bedürfnisse erschöpft, emporzuheben. Bei diesem Menschen ist die Stagnation, das Verweilen auf einer frühinfantilen Entwicklungsstufe an der Entstehung der Sucht beteiligt. Dieser Gruppe von Süchtigen sind jene Kranken verwandt, denen in ihren Kindheitstagen elterliche Liebe und Fürsorge mangelten und welche deshalb ihr Leben lang das kindliche Erlebnis unumschränkter Liebe und Macht erwarten. Während sich die einen nicht von ihrem kindlichen Besitz trennen können, streben die andern nach etwas, das sie nie besaßen. Vernachlässigte und überbehütete Kinder sind später gleich stark zur Sucht disponiert. In keinem der beiden Fälle hat der Süchtige gelernt, sich mit der reich spendenden, aber zugleich auch Verzicht und Anstrengung verlangenden Welt auseinanderzusetzen.

Zu diesen Süchtigen, deren Reifungsprozeß des Ichs stehengeblieben ist, kommen jene Süchtigen, bei welchen die Sucht eine Regressionsbewegung auf eben dieselbe kindliche Stufe darstellt, weil sich die Welt gegen ihre entwickelten schöpferischen und geistigen Fähigkeiten und Triebe verschließt. Diese Menschen finden in ihrer Umgebung nicht die Anregung zur geistigen und sittlichen Differenzierung, oder diese Tendenz ist nur einseitig bei ihnen vorhanden. Auch sie können sich nicht als schöpferische Wesen erfüllen, weil die Resonanz zwischen Individuum und Umwelt fehlt. Hier schließen sich jene Süchtigen an, welche infolge einer falschen Zielsetzung verpassen, ihre Lebensbestimmung zu erfahren, und deshalb der enttäuschenden Wirklichkeit zu entkommen trachten. Eine solche Situation kann sich zum Beispiel ereignen bei einer Diskrepanz zwischen beruflichen oder sozialen Bestrebungen und der sittlichen Kraft einer Persönlichkeit.

Am Grunde jeder Sucht kann man eine Unfähigkeit oder Unmöglichkeit eines produktiven Lebensaufbaues erkennen. MÖLLER erwähnt beispielsweise, daß die Naturvölker so lange von Sucht verschont bleiben, bis die Bekanntschaft mit moderner Kultur ihr anstrengendes Leben erleichtert und sie mehr Gelegenheit bekommen, sich dem Müßiggang zu widmen. Damit das Leben lebenswert sei, muß sich der Mensch bewähren und am Gang der Welt schöpferisch beteiligen können. BUBER beschreibt die Schöpferrolle des Menschen folgendermaßen: « Jeder Mensch bestimmt mit all seinem Sein und Tun das Schicksal der Welt in einem ihm und allen unkenntlichen Maße; denn die Ursächlichkeit, die wir wahrnehmen können, ist ja nur ein winziger Ausschnitt aus dem unausdenklich vielfältigen, unsichtbaren Wirken aller auf alle.» Aus dem Mangel an Teilnahme und Aufnahme entsteht eine vertiefte Spaltung zwischen Mensch und Umwelt und die Situation der Heimatlosigkeit und Isolierung des Süchtigen. Wenn eine solche Entfremdung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt stattfindet und sein Lebensbezug verlorengeht, so zieht er sich dorthin zurück, wo er geschützt ist vor den Reizen der Außenwelt. Nicht nur der Geniale, sondern auch der Durchschnittsmensch kann sich als schöpferisches Wesen erfüllen, indem er sich selbst verwirklicht und die ihm gerechte Stellung im Leben einnimmt. Wegen der gegenseitigen Wirkung einer echten Beziehung kann jeder Mensch durch den Kontakt mit seiner Umwelt auch Einfluß auf deren Gestalt nehmen. Diese Einflußnahme erstreckt sich sowohl auf den zwischenmenschlichen Kontakt als auch auf die Begegnung mit der Sachwelt. Die Objektwelt erhält ihre Form durch die Fähigkeiten unserer Sinne, und die Gestalt der Natur wirkt auf uns zurück und gewährt uns einen Lebensraum, den wir schaffend umgestalten können. Durch seine Arbeit kann sich der Mensch gestaltend am Leben beteiligen und durch die an der Welt geschaffenen Veränderungen die Grenzen seines Ichs erweitern. Da sich ein Mensch mit seinen Werken identifiziert, erfährt er durch sie ein Gefühl des Selbstwertes. Erst in unserer Zeit wird dem Menschen eine berufliche Erfüllung erschwert, da der technische Fort-

schritt häufig die Arbeit ermüdend und monoton gestaltet und es unmöglich macht, die eigenen schöpferischen Möglichkeiten zur Entfaltung zu bringen. Aber nicht nur die mangelnde Entfaltung im Beruf kann die Entstehung eines Todesverlangens und somit einer Sucht zur Folge haben, sondern auch fehlende Liebe.

Auch durch die Beziehung zu einem andern Menschen erfährt das Individuum eine Bestätigung und eine Ergänzung seines Ichs, aber nicht ohne daß sein Partner eine ebensolche Erweiterung seiner Persönlichkeit erfahren würde. Dadurch, daß der zwischenmenschliche Kontakt durch einen Austausch geistiger und seelischer Einflüsse und induktive Wirkungen auf die Persönlichkeit gekennzeichnet ist, stellt er einen schöpferischen Faktor dar. Schöpferischen Wert besitzt auch die Anpassung und die Einordnung des Individuums innerhalb des sozialen Verbandes, in welchem es Mitverantwortung übernehmen und eine persönlichkeitsadäquate Funktion ausüben kann. Durch seine Stellung in der Gemeinschaft beeinflußt der Mensch die Gestaltung der kollektiven Lebensformen, und die Bedeutung des Individuums für die Erhaltung des Lebens wird durch die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Einzelwesen und Kollektiv bezeugt. NEUMANN hat über den schöpferischen Charakter des Menschseins geschrieben: «Der Mensch ist immer mehr als ein atomisiertes Ich, und er ist durch keine industrielle Entwicklung und Spezialisierung seines schöpferischen Menschseins zu berauben.» – «Alle Mächte, alle Elemente des Daseins, alle Landschaften und Leidenschaften, die Jahreszeiten und die Zeitlosigkeit des Nichts sind in mein Dasein eingeknüpft, für mich geschaffen, mir angeboten, und sie werden erfüllt, indem ich mich erfülle. Diese Erfüllung des Daseins in mein Leben hinein entfaltet sich, gewußt und ungewußt, als das die Schöpfung Bewegende, Göttliche. In jedem einzelnen wird diese schöpferische Welt gewandelt und zu sich selber gebracht, und ich habe als Ich-Selbst teil an diesem Geschehen, wenn ich es sich in mir als einem Geöffneten erfüllen lasse, und bin Schöpfer, Geschöpf und Schöpferisches zugleich.» Diese Gedanken auf die zwischenmenschlichen Beziehungen anwendend, hat FRIEDRICH HEINRICH JAKOBI so ausgedrückt: «Ohne Du ist das Ich unmöglich», und das wirkliche Ich ist «nur das Ich, dem ein Du gegenübersteht und das selbst einem anderen Ich gegenüber Du ist».

Wenn der Mensch sich nicht mit seinem eigenen Wesen und dem Wesen der Welt verbunden fühlt, indem es ihm mißlingt, seine Selbstwerdung zu verwirklichen und seinen schöpferischen Beitrag an die Ganzheit der Schöpfung zu leisten, entsteht in ihm das Gefühl innerer Leere und der Sinnlosigkeit seiner Existenz. Nur wo der Mensch im Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen, besonders in der Liebe als deren vollkommenster Form, in schöpferischer Arbeit und in der Übernahme sozialer Verantwortung die Erfüllung seines Schöpferdranges findet, erfährt er sein Dasein als sinnvoll. Der menschliche Schöpferdrang, drücke er sich im Schaffenstrieb oder im Sexualtrieb aus, ist ein Zeugnis des allbeherr-

schenden Lebenstriebe, und wo es dem Menschen versagt bleibt, mit seiner Umwelt eine schöpferische Verbindung einzugehen, wird er seinem Leben gegenüber eine aversive Haltung einnehmen, zum Beispiel durch den Verfall an eine Sucht.

Am Beispiel einer Patientin aus der Basler psychiatrischen Universitätsklinik möchten wir demonstrieren, daß der Mangel an schöpferischer Bewährung für die Lebensgeschichte eines süchtigen Menschen kennzeichnend ist.

Eine hebephrene und paranoid-schizophrene Patientin der Basler psychiatrischen Universitätsklinik zeigte die Merkmale einer Erotomanie, einer Toxikomanie und eines Nikotinabusus.

Wegen des Ehezerwürfnisses der Eltern kam die Patientin zweijährig zu Pflegeeltern, die sie bis zu ihrer Volljährigkeit mehrmals tauschen mußte. Bei diesen war sie in der Regel nicht schlecht untergebracht. Während sie aber bezüglich der äußern Dinge wohl versorgt war, mangelte ihr die Mutter und fehlte ihr elterliche Liebe. Seit ihrem sechzehnten Altersjahr, da sie ihre erste Arbeitsstelle antrat, wechselte sie bis zu ihrem ersten Eintritt in die Basler psychiatrische Universitätsklinik ungezählte Male ihren Arbeitsplatz. Mit 20 Jahren führten außereheliche Beziehungen zu einem um 15 Jahre älteren Mann zu einer Schwangerschaft. Da sich dieser Mann später als grob und kalt entpuppte, brach sie die Beziehungen zu ihm ab. Als die Patientin mit mehreren, flüchtigen intimen Männerbekanntschaften nie glücklich geworden war, heiratete sie 22jährig ohne Liebe und nur wegen ihres Wunsches, endlich versorgt zu sein. Wurde die Patientin früher während ihres ausschweifenden Lebens nicht froh, so kam ihr die Ehe als ein Joch vor, da sie ohne seelischen Kontakt mit ihrem Mann blieb, von welchem sie sich vernachlässigt fühlte. Von ihm, dem sie Gleichgültigkeit vorwarf, erfuhr sie keine sexuelle Befriedigung. Um so mehr liebte sie ihre beiden in den ersten Ehejahren geborenen Kinder. Nach einer Kropfoperation, welcher sie sich 34jährig unterziehen mußte, wandelte sich die Patientin. Während sie früher eifersüchtig war, wurde sie jetzt immer mehr gleichgültig. In dieser Zeit traten auch erstmals Träume auf, welche ihre Grundstimmung stark beeinflußten und in den Wachzustand nachwirkten. In diesen Träumen war sie eine von einem hochgestellten Verehrer geförderte, berühmte Schauspielerin, oder sie wurde von offiziellen Persönlichkeiten und Polizeibeamten sexuell mißbraucht. Es begannen sich auch Beziehungserlebnisse einzustellen. In der Zeitung las sie von ihrer zukünftigen Bedeutung, und in Radiohörspielen, in denen von Märchenprinzessinnen die Rede war, wollte man ihr ihre spätere eigene bedeutende Rolle andeuten. Obwohl sich ihr seelischer Zustand während ihres ersten Klinikaufenthaltes auffallend besserte, hielt sie hartnäckig an der Wirklichkeit ihrer Traumerlebnisse fest. Allerdings erhielt man aber den Eindruck, daß sie gar nicht gewillt war, ihre Traumbilder loszulassen und in das nüchterne, kleinbürgerliche Milieu, das sie depressiv stimmte, zurückzukehren. Anlässlich dieses Klinikaufenthaltes schrieb die Patientin in einem Lebenslauf:

«In meiner Ehe hatte ich mehr trübe Stunden als freudige. Bin jetzt 15 Jahre verheiratet, meine Kinder erzog ich mit liebe und lernte sie deß Guten Sinns, was meine Kinder zur genüge sind. Was mich deßhalb stets wieder im Gemüt aufrichtet. Doch in letzter Zeit war mein Leben eine tragische Einsamkeit.»

Drei Jahre nach ihrer Entlassung mußte die Patientin wieder eingewiesen werden. In der Zwischenzeit war sie ihren Aufgaben im Haushalt gewissenhaft nachgegangen. Immer hielt sie aber an ihren Wahnideen fest. Da sie übermäßig viel rauchte, magerte sie stark ab, und ihr Mann erzählte, daß sie auch regelmäßig große Mengen von Saridon einnehme, um sich bei guter Laune zu halten. Vor ihrer Einweisung wurde sie von der Polizei im ersten Hotel der Stadt abgeholt, wo sich die Patientin für eine Nacht einquartiert hatte. Sie war in ganz euphorischer Stimmung, da sie es herrlich fand, in einem so teuren Hotel zu wohnen. Sie dachte, die Polizei müsse die Hotelkosten übernehmen; denn dieselbe sei es ja, welche sie plage. Einmal im Leben wolle sie nicht nur putzen und unterwürfige Arbeit verrichten, sondern es schön und nett haben. Eindrücklich beschrieb die Patientin während ihres zweiten Klinikaufenthaltes das Gefühl ihrer Einsamkeit:

«Also mein Leben war von Kindheit an ein Leben ohne Liebe, und nur außerordentliche Anstrengung. Daß ich mich ohne Liebe bescheiden zurück halten muß, was mir doch auf keinen Fall zusteht. Darum bin ich ein Menschenkind der unvollendeten Hoffnung geworden.»

Zwei Jahre später schrieb die Patientin bei einem Eintritt:

«Ich weiß das eine, daß ich schon als Kind mir immer überflüssig vorgekommen bin. Ich war ein Kind das stehts allein ohne Geschwistern und durch Familienzerwürfnisse zu fremden Leuten gekommen war. Und so gestaltete sich mein Lebenslauf recht hart und recht Lieblose Zeiten habe ich mehr zu verzeichnen als Zeiten der Freude und deß innern Menschlichen Glückes. Ich kannte nichts als Sorge und Arbeit. Und So hatte ich mich mit 21 Jahren verheiratet. Glaubte mein Glück gefunden zu haben. Leider fand ich es nich.»

Die Patientin erkannte selbst den Doppelcharakter der Welt, in welcher sie lebte. Sie unterschied zwischen einer Realität mit einer niederen und uninteressanten Art des Lebens und einer Traumrealität, wo sie ihr Leben als lebenswert empfand. In diesen Träumereien erlebte sie sich immer als eine besonders hochgestellte und umschwärmte Persönlichkeit. Sie beklagte sich darüber, daß sie trotz ihrer hohen Stellung, die sie in ihrer Traumrealität einnahm, gemeine Arbeiten verrichten und mit niederen Leuten umgehen müsse. Nicht selten waren ihre Halluzinationen aber auch bedrückend, besonders, wenn sie in ihnen keinen Partner fand und sich «wie ein Kind» selbst befriedigen mußte. Zur Erleichterung konsumierte sie dann Unmengen von Saridon und rauchte sie exzessiv Zigaretten. Der Lebenslauf, den sie bei ihrem letzten Klinikaufenthalt schrieb, gleicht einer Zusammenfassung ihrer Lebensprobleme:

«Mein Lebenslauf wurde nicht so modelliert, wie ich es mir als Kind stets, wünschte: Als Kind hatte ich den Wunsch im Leben etwas Großes und etwas gutes zu sein. Doch dieser von damals noch so gut gemeinte Entschluß, fiel mir im Leben gans anders for meine Füße. Ich mußte mich stets: mir ausserordentlich menschliche Härte und ganz wenig liebes immer abfinden können, und mit dem Willen meiner Nachbarn, und meiner anverwandten Zufrieden geben. Doch Diese Unvernunft erkannte ich schon als kleines Kind. Was mich deßhalb auch fratzig machte. Und ich von jener Stunde an meinem eigenen Wil-

len herummodellierte. Und ich oft als ein unausstehliches Mädchen gegolten hatte. Doch das beeindruckte mich gar nicht sehr. Ich tat nach meinem Willen was ich konnte. Und ich tat recht viel. Denn ich war eine fleißige Person, und so wurde ich so fleißig, daß aus dieser Strebsamen Person. Heute nun eine neuzeitliche Maschine der Menschheit geworden ist und Ich auch damit allein, bin ich selbst noch nicht zufrieden. Was mich Zahn, wie ein gutes liebes Täubchen machen könnte, das wäre jetzt für meinen heutigen Jahrgang Der Erfolg einen richtigen Mann zu bekommen. An welchem ich auf lange Frist allem, mit Ihm Glücklich sein könnte. Das wäre von heute an der allererste Wunsch, für meine Zukunft.»

Kurz nach ihrem Austritt erschien in den Tageszeitungen ein Inserat von der Fahndungsabteilung des Polizeiinspektorats mit der Überschrift: «Wer kennt die unbekannte Frau?» Die Patientin war auf der Straße von einem Unwohlsein befallen worden und kurz nach der Einweisung in die Notfallstation eines Spitals, 44jährig, an einem Schlaganfall verstorben.

Die vorgestellte Patientin zählt nicht zu jenen Menschen, welche mit besonderem schöpferischem Drang und Talent ausgezeichnet sind. Sie ist von durchschnittlicher Intelligenz und besitzt keine außergewöhnlichen Begabungen. Ihre Wünsche gegenüber dem Leben entsprechen den Wünschen eines Durchschnittsmenschen, der sein Dasein gemäß der Natur seines Selbst und in harmonischer Verbindung mit seiner Umwelt gestalten möchte. Während ihres ganzen Lebens war sie dauernd auf der Suche nach mehr Liebe, nach sozialer Anpassung und Anerkennung, nach Selbstdarstellung und Aktivität. Wegen der ehelichen Streitigkeiten zwischen ihren Eltern und des spätern häufigen Wechsels der Pflegeeltern konnte sie als Kind mit niemandem eine feste Bindung eingehen; denn niemand bot ihr einen Ersatz für die entbehrte Mutterliebe. Ihre Kontaktstörungen in späteren Jahren sind, außer auf angeborene Charaktereigenschaften, auf das gestörte Kind-Eltern-Verhältnis zurückzuführen. Da sie in ihrer Kindheit immer ohne Liebe war und ihr eine natürliche Kind-Eltern-Beziehung fehlte, blieb sie ohne Gefühlsvorstellung von zwischenmenschlicher Liebe, so daß ihre Kontaktversuche wegen dieser Unkenntnis scheiterten. Zum Aufbau ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen besaß sie kein Schema, das sie im eigenen Verhältnis zu den Eltern und durch deren Vorbild des Zusammenlebens hätte erwerben sollen. Der Patientin fehlte nicht die Gemütswärme, sondern die kindliche Erlebnisgrundlage zwischenmenschlicher Liebe. Erst in den spätern Jahren ihrer Krankheit und nach der Strumektomie wurde sie gleichgültig und verschlossen. Primär hatte sie keine Zeichen autistischer Gemütslosigkeit oder einen Mangel an affektiver Resonanz für die Umwelt erkennen lassen. Es wäre deshalb unrichtig, einen angeborenen Charakterdefekt für ihren Kontaktmangel verantwortlich zu machen. Ihr Mißerfolg auf der Suche nach Partnerschaft ist vielmehr auf das Fehlen eines gereiften Beziehungsschemas zurückzuführen. Da ihr als Kind zuwenig Liebe zuteil geworden ist, hat sie nicht erfahren, daß Liebe auch eigene Beschränkung verlangt. Es bildete sich in ihr wegen der kindlichen Versagung das Gefühl eines gerechten Anspruches. Dieser Anspruch konnte aber nicht erfüllt werden, weil er nach unendlicher, maßloser Liebe strebte. Die Patientin lebte in der Situation eines Bettlers, der sich wünscht, ein König zu sein. Der Unbe-

dingtheit ihres liebenden Gefühls mußte die dauernde Erfüllung verwehrt bleiben, wovon sie in den kurzen Momenten ekstatischer Volliebe nur einen Schein genoß. Diesen Augenblicken der Liebesekstase galt ihre ganze Sehnsucht und ihr unablässiges Streben, so daß sich das Bild einer Erotomanie entwickelte. Das süchtige Streben nach sexuellem Kontakt entsprang in der Vorstellung der Patientin dem Verlangen nach Lebensverwirklichung, wobei sie nicht wußte, was das Leben für Forderungen an den Menschen stellt und was dieser vom Leben erwarten darf. Wegen ihrer falschen Ansprüche ging sie an der Realität vorbei und wendete sich später sogar von derselben ab. Aus übermäßiger Liebe zum Leben und infolge ihrer Unkenntnis der Wahrheit über das Leben erwartete sie Unmögliches, und statt eine Lebensverwirklichung zu finden, entfernte sie sich immer mehr von ihrer menschlichen Bestimmung und geriet in das Gefälle des Todes und der Autodestruktion. Auch ihre berufliche Unstetigkeit läßt sich darauf zurückführen, daß sie nirgends Gelegenheit fand, ihren Eros zum Leben den Verhältnissen, in welche sie hineingestellt war, ganz hinzuwenden. Ihre Arbeit bot ihr nicht das Erlebnis aktiver Mitbeteiligung am Leben; denn sie war ihr zu gering und verschaffte ihr zu wenig soziale Anerkennung. Sie wollte aus der Anonymität und Ärmlichkeit ihres Milieus heraustreten, was ihr aber trotz ihres Fleißes nicht gelang, so daß sie immer nur eine «neuzeitliche Maschine der Menschheit» blieb. In ihrem Bemühen nach sozialem Aufstieg war unserer Patientin nicht mehr Glück beschieden als in ihren Versuchen, zwischenmenschliche Liebe zu finden. Einer der Gründe ihrer falschen sozialen Zielsetzung und der dadurch entstandenen Enttäuschungen ist gerade diese dauernde Liebesentsagung. Unter diesem Mangel an Liebe und schöpferischer Begegnung mit ihrer menschlichen Umwelt litt ihr Selbstgefühl, was eine kompensatorische Verstärkung ihres Ehrgeizes verursachte. Es kam so im Gebiet ihres Wirk- und Anerkennungstriebes zu einem Mißverhältnis zwischen ihrem Willen und ihren Möglichkeiten, so daß sie auch hier infolge einer falschen Zielsetzung scheiterte. Die seelischen Energien, welche die Patientin nicht in einer reifen Umweltsbeziehung anwenden konnte, lenkte sie einerseits auf Suchtmittel, anderseits auf ihre Traumphantasien. Vor der unerträglichen Realität floh sie in das Vergessen sinnlicher Befriedigung und in psychotische Realitätsfälschungen. Beim Genuß ihrer Suchtmittel fand sie Ruhe vor der ihr fremden Welt, an welcher sie nicht teilhaben konnte. Die Sucht der Patientin stellt sich uns als eine Reaktionsform eines an die Wirklichkeit nicht angepaßten und in seinen schöpferischen Möglichkeiten eingeschränkten Menschen dar. Auflehnung, Flucht in Wahnvorstellungen beziehungsweise Aufbau einer neuen und wunschgerechten Welt, Resignation und Suizid bilden die Reaktionsskala auf die fehlende Integration des Individuums in seiner Umwelt. Je nach seinen Erbanlagen und seinem lebensgeschichtlichen Hintergrund wird es zur Kriminalität, zur Psychose, zur Sucht oder zum Suizid kommen. Psychische Gesundheit ist die Voraussetzung für das Arbeitsvermögen und die schöpferischen Leistungen eines Menschen, umgekehrt wird aber auch die psychische Gesundheit

von der Möglichkeit schöpferischer Lebensbewährung bedingt, und es ist nicht erstaunlich, daß, wenn diese Bedingung fehlt, verschiedenartige Krankheitsbilder entstehen können. Während beim Ausbruch einer Psychose dieser Faktor vielleicht nur eine vorbereitende Rolle spielt, halten wir ihn für die eigentliche Ursache der Sucht überhaupt. Wir stimmen hierin GABRIEL und KRATZMANN zu, welche sich folgendermaßen äußern: «Faßt man das tiefst Wesentliche im Charakter aller Süchtigen zusammen, so ergibt sich, es ist das Fehlen des Schöpferischen. Unter schöpferisch wollen wir hier in weiterem Umfang alles gestaltende Tun verstehen, das den Einzelnen befähigt, sich mehr oder minder unabhängig von der Außenwelt zu machen, ihr eine Innenwelt gegenüberzustellen, mit einem Wort, einen eigenen Ichraum zu schaffen.» Wenn wir dem Fehlen des Schöpferischen für die Entstehung der Suchten maßgebliche Bedeutung beimessen, so finden wir auch eine Erklärung für ihre starke Zunahme vor allem seit Ende des letzten Weltkrieges. In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat unter dem Einfluß einer sich rasch entwickelnden Technisierung und sozialökonomischer Umwandlungen, des Verlustes ideeller Werte und der Vermassung eine zunehmende Einschränkung der Persönlichkeit und ihrer freien Entwicklung stattgefunden. Von der materialistischen Zeiteinstellung und der verbreiteten «Lieblosigkeit» wird vor allem das gemütsvollere und empfangenwollende weibliche Geschlecht betroffen. Deshalb auch die raschere Zunahme der Süchtigkeit bei Frauen.

SUCHT UND TODESTRIEBE

Der Sinn der Sucht kann vom Gesichtspunkt der persönlichen Lebensgeschichte und auch der Organisation des Lebensganzen verstanden werden. Wenn der Mensch keinen sinnvollen Lebensvollzug findet, wird sein Drang nach Trennung vom Leben verständlich als Ausdruck der «zoe», welche in stetem Fortschreiten auswählt und ausscheidet. Das menschliche Wesen, dem der schöpferische Umweltsbezug fehlt, hat seinen transzendenten Lebenszweck verloren, und deshalb kommt es zur Schwächung des individuellen Lebenstriebes und zum Freiwerden von nach dem Tode drängenden Tendenzen. Weil der süchtige Mensch keine seiner Persönlichkeit entsprechende Lebensform gefunden hat und ohne Lebensinhalt bleibt, lebt er entweder in einem Zustand innerer Leere oder der Spannung mit seiner Umwelt. Vor dem Gefühl seiner ungerechtfertigten Daseinsweise flieht er in entrückendes Rauscherleben und weicht er zurück in einen Zustand der Ruhe und Betäubung. In seinen Ausführungen über die Pathogenese der Sucht erwähnt LAUBENTHAL die Bedeutung von innerer Leere und Unerfülltheit für die Suche des süchtigen Menschen nach einer Veränderung des Zeitbewußtseins in einer dösen Wohligkeit. Er schreibt dann weiter: «Nicht nur die manchmal als allein wirksam angeschuldigte sexuelle Frustration kann hier wesentlich sein. FRANKL hat dieser mit Recht eine existentielle Frustration des Unerfülltseins des Menschen in seinem ihm angeborenen Willen zu einem Sinn bei- und übergeordnet.»

Durch die Verlagerung von psychischer Energie auf tiefere Organisationsstufen des Zentralnervensystems wird das Interesse des Menschen an der Außenwelt eingeschränkt und ein Zustand suspendierter Außenweltseindrücke erreicht. Dieser Zustand schwereloser Ruhe und des Augenblicksgenusses wird erstrebt an Stelle lebendiger Teilnahme an der umgebenden Welt.

TODESTRIEB UND AUTODESTRUKTION INNERHALB DER SUCHT

Die Flucht vor dem Leben in das Nirwana, die Erfüllung unbewußter Todessehnsucht, macht das Lustmoment der süchtigen Handlungen aus. Den Todesfrieden, nach dem der süchtige Mensch verlangt und sogar mit dem Preis der Autodestruktion zu bezahlen bereit ist, erhält er nicht bei jedem Tun. Zahlreiche psychopathologische Erscheinungen, die aspektmäßig mit der Sucht verwandt sind, werden wir anderswo einteilen müssen, wenn der Suchtbegriff brauchbar und klar abgegrenzt sein soll. Es wird uns ein wichtiges Anliegen sein, zu zeigen, daß zwischen den Krankheitserscheinungen, welche alle gleichsam unter den Begriff der Sucht eingereiht werden, ein ähnlicher Gegensatz besteht wie zwischen den Lebens- und Todestrieben.

In mehrfacher Beziehung wird durch die süchtigen Handlungen die Tendenz nach Flucht vor dem Leben verwirklicht:

1. Da ihre psychische Qualität spannungsloser Ruhe entspricht, führen sie zur direkten Genugtuung des individuellen Todestriebes.
2. Durch ihre leibzentrierte Gegenwartsgebundenheit und ihren fehlenden Bezug auf die Zukunft, durch die sich mit ihnen ausbreitende Phantasietätigkeit und den Zug in das Irreale hemmen sie die Persönlichkeitsentwicklung.
3. Sie stellen durch ihre Wendung zum solus ipse ein asoziales Verhalten dar, und nicht selten besitzen sie antisozialen Charakter, wodurch sie strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen.
4. Oft führen sie zu körperlichen Schädigungen, und immer bewirken sie schädliche psychische Folgen.

Die Todessehnsucht des Süchtigen und die autodestruktiven Eigenschaften seines Tuns haben miteinander keinen finalen Zusammenhang, da das Destruierende viel mehr eine Folge der krankhaft gesteigerten Todessehnsucht ist. Die Todessehnsucht ist als solche, wenn sie wie im gesunden Seelenleben im dynamischen Lebensprozeß eingeordnet bleibt, ohne destruktive Wirkung, und die Tendenz zur Selbstzerstörung in Gestalt des Masochismus ist nur eine unter zahlreichen Manifestationsformen der Sucht. Wer sich nach dem Tode sehnt, erstrebt nicht eine Vernichtung seines Seins, sondern ein Sein im Tode. Im Suizid, der bei Süchtigen gehäuft ist und eine letzte Folgerung des Strebens nach Betäubung bedeutet, wird die irreversible Auslöschung der Existenz als einziges Mittel zur Erreichung des Todeszieles in Kauf genommen. Der selbstzerstörerische Charakter der Taten des Süchtigen ist jedoch nicht sicher beweisend für die Art seiner Absichten. Der Süchtige strebt nicht nach der Zerstörung seines Wesens, sondern er sehnt sich im Grunde genommen nach dem Koma, in dem er lebend tot sein kann. Fassen wir das Destruierende seines kranken Tuns nicht als Zweck seines Handelns auf, sondern als Folge seiner Todessehnsucht, so können wir das Krankheitsbild der Sucht verstehen als direkt entstanden aus einer Gleichgewichtsstörung und Kräfteverschiebung im Seelischen. Da die Todessehnsucht im Gegensatz zum Selbstzerstörungsdrang ein normales psychisches Element darstellt, läßt sich die Sucht mit unserer Annahme viel leichter aus der Normalverfassung der Seele ableiten, was um so wünschenswerter ist, als Süchtigkeit, wenn auch nicht in klinisch schwerer und gefährlicher Form, den meisten Menschen latent innewohnt und sich einmal manifestiert. Am häufigsten tritt die Sucht in Grenzfällen zum Normalen auf. Das Motiv der Sucht, welcher zu verfallen alle Menschen mehr oder weniger gefährdet sind, kann kaum ein Drang nach Selbstzerstörung sein, sondern es ist der Trieb nach Aufhebung aller Sinnesreize, wie sie im Tod eintritt. Im folgenden verstehen wir unter «autodestruktiven Tendenzen» von der Todessehnsucht bestimmte, zur Destruktion führende Tendenzen, wobei wir uns bewußt sind, daß beim Süchtigen auch das Destruktive verschieden lustvoll empfunden wird.

Durch das Verständnis des Zusammenhangs zwischen den Selbst- und Arterhaltungstrieben einerseits und den Todestrieben anderseits erhalten wir ein klareres Verständnis für die Symptomwahl des Süchtigen, da sich bei ihm das Verhältnis zwischen den aufbauenden und bewahrenden Tendenzen zu der Tendenz nach dem Aufhören des Fühlens und Empfindens wie im Tod, zugunsten der autodestruktiven Strebungen verschoben hat. Nur bei jenen Trieben, welche den autodestruktiven Tendenzen Erfüllung bringen, darf man im Falle ihrer Entartung von Sucht sprechen. Die übrigen Triebe hingegen, welche ausschließlich progressive Bedeutung besitzen, treten uns in ihrer entarteten Form in anderen Krankheitserscheinungen entgegen als der Sucht. Wir vertreten die Meinung, daß alle Triebe als Lebenstriebe aufzufassen sind, welche das Leben zu erhalten, zu vermehren und zu vervollkommen streben. Ein Teil dieser Triebe jedoch ist bei seiner Erfüllung verbunden mit der lustvollen Illusion des Sterbens.

Die Todessehnsucht bildet den verborgenen Impuls zahlreicher lustbetonter Handlungen des psychisch gesunden und kranken Menschen. Meistens tritt diese Sehnsucht nach schwereloser Todesruhe, die nur in den Augenblicken höchster Verzückung und ekstatischer Selbstvergessenheit ganz erreicht wird, in verhüllter Form in das Bewußtsein. In den ontogenetisch ältesten Triebhandlungen, denjenigen des Sexualtriebes, des Schlaf- und des Ernährungstriebes, wirkt die Erfüllung der Todessehnsucht als der die Lust konstituierende Faktor. Hier in der vegetativen Sphäre menschlicher Triebe ist die paradoxe Situation gegeben, daß eine im Dienste der Selbsterhaltung des Individuums oder eines übergeordneten, transzendenten Lebenstriebes stehende Handlung einen Lustgewinn bringt, weil sie dem psychischen Bedürfnis nach Verminderung von Reizspannungen in einem todesähnlichen Zustand entspricht. Wer müde sich dem Schläfe ergeben darf, empfindet ein gesundes Wohlbehagen, und doch ist kein Zustand menschlichen Seins dem Tode näher verwandt als der Schlaf. Gleichzeitig steht er im Dienste der Restitution des Körpers und erfüllt er das seelische Bedürfnis nach Spannungslosigkeit. Schlaf und Tod werden als synonyme Worte gebraucht.

Das Leben strebt nach Vollendung von immer mehr Komplexität und wachsender Differenzierung, und der Tod ist nur ein Mittel, welches das Leben vor Erstarrung schützt und von der Dynamik in der Natur zeugt, als einer rastlosen Kraft, die keinen Augenblick müßig sein und stillstehen kann. «Alles Leben ist ein überschwänglicher Erneuerungsprozeß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungsprozesses hat. Denn das Leben geht erst aus dem Tode hervor und seine Elemente ruhen auf scheinbarer Vernichtung» (NOVALIS). GOETHE formulierte diesen Gedanken als «Stirb und Werde» und verherrlichte dieses Prinzip mit dem Vers:

Denn alles muß in Nichts zerfallen,
wenn es im Sein beharren will.

Diese Idee der Zusammengehörigkeit von Leben und Tod, ihrer Verbundenheit als dynamische Einheit, drückte HEGEL in seiner Geschichtsphilosophie folgendermaßen aus:

«So erscheint in der Existenz der Fortgang als ein Fortschreiten von dem Unvollkommenen zum Vollkommenen. Der Geist, die Hülle seiner Existenz verzehrend, wandert nicht bloß in eine andere Hülle über, noch steht er nur verjüngt aus der Asche seiner Gestaltung auf, sondern er geht erhoben, verklärt, ein reinerer Geist aus derselben hervor. Er tritt allerdings gegen sich auf, verzehrt sein Dasein, aber indem er es verzehrt, verarbeitet er dasselbe, und was seine Bildung ist, wird zum Material, an dem seine Arbeit ihn zu neuer Bildung erhebt.»

SIGMUND FREUD hat in seiner Arbeit «Jenseits des Lustprinzips» Todestribe als Gegenkraft der Lebenstribe postuliert. Von der Vorstellung der konservativen Natur der Triebe ausgehend, verneint FREUD, daß das Ziel des Lebens ein noch nie zuvor erreichter Zustand sei, und er setzt die Erfolge der organischen Entwicklung auf die Rechnung äußerer, störender und ablenkender Einflüsse. Die konservativen Triebe, die jede der aufgezwungenen Ablenkungen des Lebenslaufes aufgenommen und zur Wiederholung aufbewahrt hätten, würden den täuschenden Eindruck von Kräften machen, die nach Veränderung und Fortschritt strebten, während sie bloß ein altes Ziel auf alten und neuen Wegen zu erreichen trachteten. In dieser Meinung wurde FREUD noch bestärkt durch die Ansicht, daß das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung, wie es im Lustprinzip zum Ausdruck komme, überhaupt die herrschende Tendenz des Seelenlebens sei; wörtlich führt er aus: «Das Ziel alles Lebens ist der Tod», ferner: «Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestribe zu stehen.» Zu diesen Schlüssen kam FREUD, weil er die Lebenstribe mit den Sexualtrieben gleichsetzte und alle «Vervollkommnungstribe» als Folge verdrängter Sexualtriebe verstand. Infolge der ausschließlichen Anerkennung sinnlicher Triebe und der richtigen Beobachtung, daß die Befriedigung derselben Lust bezieht aus der Verminderung von Erregung, folgert er, daß es das allgemeine Streben alles Lebenden sei, ins Anorganische und Leblose zurückzukehren.

In den sinnlichen oder, anders ausgedrückt, den triebhaften, vegetativen Leistungen besteht eine enge Verknüpfung der Lebens- mit den Todestriben, wobei die Todestribe aber nur eine zweckvolle Einrichtung des überall waltenden Lebenstriebes darstellen. FREUD hat übersehen, daß es neben sinnlicher Befriedigung auch eine Befriedigung des Geistes gibt, dessen Lust nicht Erregungslosigkeit, sondern schöpferisches Tun ist. Der menschliche Schöpferdrang ist der reinste Ausdruck des transzendenten Lebenstriebes, wie er von TEILHARD DE CHARDIN aufgefaßt wird. Bei TEILHARD DE CHARDIN erscheint das Leben als der große Gegenspieler zu den Abläufen an Totem, an «vor-lebendigem» Stoffe. Das Leben arbeitet dem Zerfall des Organischen zu toter Materie entgegen. Eine im Weltstoff verborgene, kosmische Macht beeinflußt richtend das Geschehen der Evolution, immer das Kompliziertere begünstigend und die Entstehung von Gestalten mit gesteigerter Innerlichkeit fördernd. Dem, wie JASPERS sich ausdrückte, «existenz-

losen, nihilistischen » Weltentwurf FREUDS, der das Leben als eine zufällige Störung des gewichtigeren Todestriebes auffaßt, stellt TEILHARD DE CHARDIN seine Theorie vom Leben als der Steigerung einer universellen Eigentümlichkeit des Kosmos als wesenhaften Kern des Phänomens gegenüber. Der Überzeugung von dem ausschließlichen Bestehen eines transzendenten Lebenstriebes wird durch das Bestehen individueller Todestribe nicht widersprochen. Wir haben schon angedeutet, daß das Streben der Seele nicht der Auslöschung des Seins, dem eigentlichen Tode gilt, sondern einer Lebensverfassung, die der psychischen Qualität des Todes entspricht, also einem Sterben ohne Tod. Dieses Streben des Menschen nach Todesruhe, vermischt mit der Furcht vor dem Geheimnis der Dunkelheit und der Hoffnung auf Ewigkeit, wird in den meisten Religionen erkennbar. Besonders deutlich tritt uns die Sehnsucht nach einem Zustand des Aufhörens des Fühlens und Empfindens in der Lehre vom Nirwana entgegen oder in der christlichen Idee vom kenotischen Daseinsvollzug, wo der Mensch durch den Untergang das Sein erreicht.

Den realen Tod muß man würdigen im Rahmen der Lebenstendenz, die nach progressiver Entfaltung drängt. Da die Begrenztheit des individuellen Lebens eine Voraussetzung für die evolutive Weiterentwicklung der Natur darstellt, ist es teleologisch verständlich, daß die individuellen Lebensakte, die der Selbst- oder Arterhaltung dienen, dem Nirwanaprinzip untertan sind und daraus Lust gewinnen, daß sie Spannungen aufheben. Das Leben erzeugt die Sehnsucht nach dem Tode, damit sich der Mensch mit der Drohung des irreversiblen Todeszustandes abzufinden vermag. Obwohl der Sinn des individuellen, sinnlichen Aktes und das psychische Bestreben polar verschiedene Tendenzen zeigen, ist ihr transzendenter Erfolg identisch. Alles ist in der Natur so angelegt, daß es zur Unterstützung des Lebenstriebes wirkt. Durch die Todessehnsucht wird der menschliche Ewigkeitsanspruch zurechtgewiesen; denn der Tod des Individuums bewahrt das Leben vor dem Einmaligen.

Der Todestrieb erscheint in vielfältigen Zeugnissen, die die Weisen und die Dichter von ihm ablegen. Daneben tritt er uns im bewußten Erleben im allgemeinen nur noch bei krankhaften Seelenzuständen entgegen. Er bleibt tief unter der Oberfläche unseres Bewußtseins und erreicht, streng bewacht von den Lebenstrieben, nur Befriedigung, wenn er in ihren Dienst gestellt ist. Auf der Suche nach lustvoller Triebbefriedigung wird das Begehren kaum mit dem Wunsch nach Begehrlosigkeit motiviert, sondern mit zahllosen anderen Argumenten. So die Seele erkrankt, kann sich das Verhältnis der Triebe zueinander verändern: Der Todestrieb wird autonom und nimmt die Funktionen, die ursprünglich dem Leben dienten, für sich in Anspruch. Ergreift der Todestrieb die Herrschaft, so führen jetzt die Funktionen, die im Dienste transzendenter und individueller Lebenstribe für die Selbst- und Arterhaltung sorgten, durch das Stadium wollüstigen Genusses spannungsloser Ruhe zu seelischem und körperlichem Niedergang. Bevor wir uns mit der pathologischen Umkehr der Funktionsbedeutungen befassen, wollen

wir näher zusehen, wo sich die Todessehnsucht beim seelisch gesunden Menschen erfüllt. Mythologie und Dichtung werden unseren Bemühungen zu Hilfe kommen, da die direkten Zeugnisse vom Todestrieb spärlich sind und wir uns nicht mit einem psycho-physiologischen Nachweis seiner Existenz begnügen wollen. Es scheint uns einleuchtend zu sein, daß er in jenen Tätigkeiten wirksam ist, deren Vollzug mit der Herabsetzung seelischer, überhaupt nervöser Erregung verbunden ist. Zu einer massiven Erniedrigung der Spannung kommt es nach dem Vollzug sinnlicher Triebhandlungen. Ausgehend von einem Grundtonus der Spannung erzeugt das vegetative Bedürfnis einen Anstieg der Grundspannung und die Befriedigung des Bedürfnisses einen steilen bis senkrechten Abfall der Erregungsquantität bis weit unter die Abszisse des Grundtonus. Bei den höher integrierten, animalen Leistungen erfolgt die Verminderung der Spannung langsamer mit einer sanft abfallenden Kurve, die weniger tief unter die Linie des Grundtonus sinkt. Ein anderer bedeutender Unterschied zwischen den beiden Leistungstypen besteht darin, daß die Lustakme vegetativer Triebhandlungen mit dem Abfall der Spannung zusammenfällt, während die animalen Tätigkeiten keine solche Akme besitzen und die Lust gleichmäßiger über die ganze Handlung verteilt ist. Die Lust an den vom Geist bestimmten Tätigkeiten erfährt erst dann eine Verminderung, wenn es zur Interferenz mit leiblich-vegetativen Bedürfnissen und einer Erhöhung der Spannung im Vegetativum kommt. Beim vegetativen Leistungstyp besteht die höchste Lust im Augenblick der raschen, massiven Reduktion der Spannung, beim animalen Leistungstyp hingegen erfolgt eine Mäßigung der Lust wegen der störenden Erhöhung vegetativer Spannung, das sich zum Beispiel im Nahrungsbedürfnis äußert. In diesen knapp skizzierten Erfahrungen kommt auch ein gewisser Antagonismus zwischen den rein geistigen und den rein leiblichen Trieben zum Ausdruck. Der Geist strebt immer vorwärts und nach schöpferischem Tun und nach mehr, wobei er aber vom Soma gebremst und an die Gegenwart gebunden wird. Verkörpert der Geist den reinen Lebensdrang, so stellt das Soma ein ständiges «Memento mori» dar. Die Koinzidenz der Lustakme leiblich-sinnlicher Triebhandlungen mit dem plötzlichen Abfall der seelischen Erregung scheint uns repräsentativ zu sein für das Vorkommen der Todessehnsucht in eben diesen Tätigkeiten. Aus zwei Gründen bleibt die Todessehnsucht tief im Unbewußten: Weil sie, um ihre Macht zu beschränken, von den Lebenstrieben dorthin verdrängt wird und weil der Mensch vor dem Sterben und dem unbekannten Tod Grauen empfindet. Wo man von der Todessehnsucht spricht, meint man Sehnsucht nach Todesschlaf. In PLATONS «Apologie des Sokrates» wird deutlich auf das Streben des Menschen nach Aufnahme im Todesfrieden und seine gleichzeitige Unwissenheit über sein eigentliches Schicksal im Tode hingewiesen:

«Wir wollen erwägen, wie sehr wir hoffen dürfen, daß der Tod etwas Gutes sei. Er ist nämlich eines von beiden: Entweder gleichsam ein Nichts-Sein, und dann hat der Tote auch keine Wahrnehmung mehr von irgendeiner Sache; oder dann ist er, wie auch behauptet wird, ein Übergang und eine Übersiedlung

der Seele von dieser Stätte an eine andere. Wenn nun gar keine Empfindung mehr vorhanden und wenn der Tod wie ein Schlaf ist, wo der Schläfer nicht einmal träumt, welch wunderbarer Gewinn wäre dann der Tod! Denn ich glaube, wenn einer die Nacht, in der er so tief geschlafen hat, daß er nicht einmal träumte, aussuchen und sie den übrigen Nächten und Tagen seines Lebens gegenüberstellen und dann prüfen und sagen sollte, wie viele Tage und Nächte seines Lebens er besser und angenehmer verlebt habe als diese eine Nacht, dann glaube ich, würde nicht nur ein gewöhnlicher Mann, sondern sogar der Perserkönig finden, daß solche Tage und Nächte rasch gezählt wären im Vergleich zu den übrigen. Wenn nun der Tod ein solcher Zustand ist, dann nenne ich ihn einen Gewinn; denn die ganze Folge der Zeit scheint ja somit nicht länger zu sein als eine Nacht.»

In der gleichen Gestalt des gütigen Ruhespenders wie bei PLATON erscheint uns der Tod auch auf einer herrlichen Lekythos des Thanatos-Malers: Der Tod und sein jüngerer Bruder Schlaf tragen einen Krieger in die Totengruft. Der schöne, beflügelte Jüngling hält den Leichnam unter den Schultern, und sein feines Haupt neigt sich über den Sterblichen, dem er liebevoll Ruhe einflößt. Der bärtige Tod stützt den Krieger nur leicht an den Waden. Er ist da in kalter Distanz, ernst und schicksalsmäßig. Auf diesem edlen Gefäß, das dem Grabkulte diente, erscheint uns der Tod unter einem Doppelaspekt, als Überbringer erlösender Ruhe und als rücksichtslose Schicksalsmacht. Der Grieche im Zeitalter PLATONS besaß ein tiefes Wissen um das menschliche Streben nach dem Unendlichen, um den Drang nach ewiger Steigerung der Lebensformen, aber er empfand auch seine Verhaftung mit der Last der Materie und seine durch die Körperlichkeit verursachte Seinsschwäche. Weil er erkannte, daß dieser Widerstreit voller Leiden erst beim ganzheitlichen Untergang gelöst wird, empfand er weniger Furcht vor dem Tode, den er sogar als ersehnte Ruhe willkommen hieß. Die Bewußtwerdung der Todessehnsucht erfolgt hier auf einer hohen Stufe der Geistesentwicklung als Resultat philosophischer Ergründung der Daseinsgesetze.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. hat PLOTINOS in seiner Ekstasistheorie das Verhältnis der Seele zum Leib und zum Tode so formuliert, daß er einen Teil von FREUDS Ideen über den Todestrieb antizipierte, im übrigen aber den Kern jeder Mystiklehre berührte. Er hält als das Ziel der Seele einen glückseligen Zustand gesättigter Ruhe, während welcher die Seele alles dahinfahren läßt und sogar das von ihr geliebte Denken verachtet. Denn das Denken ist Bewegung und widersetzt sich der Tendenz der Seele, ins Unbewegte, in den Anfangszustand des Leblosen zurückzukehren. Dieses höchste Stadium beim Aufstieg zur Gottverähnlichung erreicht der Mensch, befreit von aller leiblichen Belästigung, durch die Vereinigung mit dem Urgrunde, dem Einen. Einen solchen Zustand, den PLOTIN mit einer Nektartrunkenheit vergleicht, kann dem Menschen, solange seine Psyche noch im Leibe ist, nur vorübergehend zuteil werden. Ohne daß wir näher auf die Art mystischer Todessehnsucht eingehen wollen – der Tod erhält hier eine neue gedankliche Dimension –, sei nur bemerkt, daß das Sinnliche sich dem Anliegen der Seele, sich durch die Verwirklichung von immer höher stehendem Leben dem Göttlichen zu vereinigen, widersetzt. Was der Mystiker Tod nennt, die Befreiung von allen leiblichen Fesseln, ist verdichtetes Leben, da es der Körper ist, der die Seele zurück-

behält, indem er das Bedürfnis nach geistlosem Untergang im sinnlichen Genuß schafft. Aus dem Konflikt zwischen der seelischen Tendenz nach dem Unbewegten und der anderen Tendenz nach dem Fortschreiten des Lebens entsteht die Formel der bewußtlosen Vereinigung mit dem Ursprung aller Dinge.

Die Todessehnsucht, die wir als Grundlage des Todestriebes und als eine allgemeine Eigenschaft des Seelischen beschrieben haben, bezeichnet NEUMANN in seiner «Ursprungsgeschichte des Bewußtseins» als uroborischen Inzest. Er vertritt ebenfalls die Auffassung, daß die Todessehnsucht beziehungsweise der Todestrieb keine Aggressions- und Destruktionstendenzen beinhalte. Nach NEUMANN soll der Todestrieb des uroborischen Inzestes kein Gegenspieler des Eros sein, sondern eine seiner urtümlichen Formen. Im Uroboros-Inzest erkennt er die Tendenz des Menschen zur Auflösung des Ichs und zur Rückkehr in den ursprünglichen unbewußten Zustand. Diese Auffassung steht in Übereinstimmung zu unseren Gedanken, daß die Todessehnsucht nicht die Auflösung des Ich-Seins, sondern ein Sein im Nichts anstrebe oder eine Verbindung des Ichs mit dem unsichtbaren Göttlichen. Damit der Mensch zum Ursprung allen Seins zurückkehren und zu den «Müttern» hinabgelangen kann, muß er zu vollständiger Aufgabe seines Selbstseins wie in der Liebesekstase und im Sterben bereit sein. Er sucht einen Schlaf ohne Erwachen und die Leere, wo selbst die Dunkelheit verschwindet. Dieses Motiv der Rückkehr des Menschen zum Urgrund allen Seins ist gleich verbreitet in der Dichtung wie in den Religionen. Wir begegnen ihm besonders klar in der Mütterszene von Goethes «Faust» und in der buddhistischen Lehre vom Nirwana. Hier wie dort wird bei Betrachtung der Welt und deren immerwährender Erneuerung und Auflösung die Offenbarung ausgesprochen, daß «Gestalt Leere ist und Leere selbst Form ist». Da überall erkennt NEUMANN das Walten des Uroboros-Inzestes. Er schreibt: «Viele Formen der Sucht und der Sehnsucht meinen diese Rückkehr, den Uroboros-Inzest der Selbstauflösung, von der unio mystica der Frommen bis zum Unbewußtwerdenwollen des Trinkers und der Todesromantik der Germanen.»

DIE TODESSEHNSUCHT IN DICHTUNG UND KUNST ERFÜLLUNGSFORMEN DER TODESSEHNSUCHT

Auch bei NOVALIS, BRENTANO, MÖRIKE und vor allem C. F. MEYER nimmt der Tod den Menschen in die Harmonie des Weltalls auf und führt das Ich in die Einheit aller Dinge zurück. Schlaf und Todesfrieden sind bei diesen Dichtern gleichbedeutend, beide bringen dem Menschen Ruhe und Vergessen. Wie auf dem betrachteten Gefäß tritt in MEYERS Gedicht «Das Ende des Festes» der Tod auch als blühender Jüngling auf:

Da mit Sokrates die Freunde tranken
Und die Häupter auf die Polster sanken,

Kam ein Jüngling, kann ich mich entsinnen,
Mit zwei schlanken Flötenbläserinnen.

Aus den Kelchen schütten wir die Neigen,
Die gesprächsmüden Lippen schweigen,
Um die welken Kränze zieht ein Singen ...
Still! Des Todes Schlummerflöten klingen!

Nach dem lauten Treiben überfällt den Menschen der Schlummer. Im Todesdunkel des Schlafes kann er ausruhen, frei von Schmerz und Qualen. In die Sehnsucht nach Todesruhe mischt sich in MÖRIKES Gedicht an den Schlaf die Furcht vor dem Sterben:

Schlaf! süßer Schlaf! obwohl dem Tod wie du nichts gleicht,
Auf diesem Lager doch willkommen heiß ich dich!
Denn ohne Leben so, wie lieblich lebt es sich!
So weit vom Sterben, ach, wie stirbt es sich so leicht!

Auch H.F. SCHELL begrüßt in seinem Gedicht «An den Schlaf» die Erlösung von den Mühen des Lebens durch das Dunkel der Nacht:

Komm, du volle Dunkelheit!
Komm, du Kürzer aller Zeit!
Komm, du Wiege, halber Tod!
Fährmann in das Morgenrot!

Komme du Vergangenheit.
Schwarzer Schleier übers Leid!
Flüchtig ausgelöschtes Ich,
Fülle und erlöse mich!

Der Schlaf, der den Organismus mit frischen Kräften für den Beginn eines neuen Tagewerkes ausrüstet, wird verherrlicht als eine von den Leiden des Lebens befreiende Macht. Schlaf und Tod bedeuten Ende und Anfang, Ruhe vor des Tages und des Lebens Forderungen und zugleich von des Körpers Last unbeschwertem Beginn. Noch zahllose andere Beispiele ließen sich anfügen, wo der Schlaf als schwarzer Schleier, der die Leiden der Menschen verhüllt, verherrlicht wird. Für denjenigen Menschen, der dauernd nicht imstande ist, schmerzhaft Erfahrungen adäquat zu verarbeiten und dadurch menschlich weiter zu reifen, ist der Schlaf eine Ausweichmöglichkeit. Die neurotische Schlafsucht ist vom psychopathologischen Standpunkt aus die klarste Illustration des Wesens der Sucht; denn mit jedem Suchtmittel will sich der Süchtige von einer unlustvollen Stimmungslage befreien, indem er die Unlust verursachende Realität verwischt und sich betäubt. Der Süchtige kann zwar auch nach einem Suchtmittel verlangen, um sich das Leben

lebenswert zu gestalten. Diese Verschönerung wird aber nur dadurch erreicht, daß das Erlebnis der bedrückenden Wirklichkeit eingeengt wird, indem der Genuß des Suchtmittels die psychischen Kräfte für sich in Anspruch nimmt und ruhigstellt. In vorgerückten Stadien der Sucht wird das Suchtmittel oft sogar bewußt wegen seines betäubenden Effektes gewünscht.

Das Verlangen, die Schwere des Alltags zu überwinden und vorübergehend aus den beengenden Grenzen des Ichs herauszutreten, wird auch besänftigt in den Zuständen des Rausches. Durch die Beschränktheit der schöpferischen Möglichkeiten seines unvollkommenen Ichs wird der Mensch in eine fruchtbare Spannung mit dem unersättlichen, ewige Steigerung fordernden Lebenstrieb geführt. Diese Spannung spornt nicht nur zu aufwärtsstrebender Entwicklung an, deren vornehmste Äußerung wir in den Leistungen der Kunst und Wissenschaft antreffen, sondern sie ermüdet auch. Eine gleichzeitige Erfüllung des stürmischen Begehens des Lebenstriebs und der Sehnsucht nach Ruhe wird in der Liebesekstase erlangt.

Dem Doppelcharakter der Liebe hat L. UHLAND Ausdruck verliehen in seinem Gedicht «Seliger Tod»:

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah ich
In ihren Augen.

Im erotischen Drängen nach Verschmelzung und Hingabe stößt der Mensch an die ihm durch die Körperlichkeit gesetzten Grenzen seines Wesens. Um vollkommene Selbstvergessenheit und Hingabe erreichen zu können, streben die Liebenden nach der Lösung des Lebens von seiner Verbundenheit mit dem Körperlichen. Nur durch das vollständige Aufgeben des Selbstseins, wie es angesichts des Todes geschieht, gelingt dem Liebenden die vollständige Hingabe an einen anderen Menschen. Die Liebesvereinigung, der höchste Moment des positiven Lebensdranges, bedeutet darum ein Hineinragen des Menschen in den Tod. Der Wunsch, das Leben aufgeben zu können und in die andere Person hinein zu sterben, kann bewußt werden, wenn die Liebesverzückung mit dem Erleben der Gemeinsamkeit der sich Liebenden stark genug ist. Der «Todeswunsch» der Liebenden ist jedoch nicht ein Verlangen nach Auflösung des Daseins, sondern der Wunsch, befreit von den hemmenden Fesseln der Körperlichkeit die ganze Fülle des Lebens zu erfahren. Die Todesverwandtschaft der Liebe ist aber nicht nur ein psychologisch verstehbares Phänomen, sondern auch im physischen Ablauf des Ver-

kehrs begründet. Deshalb ist die Sexualität auch besonders geeignet zu süchtiger Entartung.

Im Liebesakt konvergieren der Lebens- und der Todestrieb gegen einen Punkt; denn in der orgiastischen Liebeslust sind alle Empfindungen ausgelöscht, und das Wesen versinkt in die endlose Leere. Durch die Konzentration aller Sinne auf das Sexualobjekt kommt es zur Ausschaltung anderer auf die Sinnesorgane wirkender Reize, und ebenso werden alle Gedanken auf den Brennpunkt des seelischen Geschehens gerichtet. Anlässlich der Liebesvereinigung kommt es zur gleichen Leere des Geistes und der Seele wie bei den Versuchen mystischer Versenkung in das Nichts. Wenn die Erregung höchste Grade erreicht, tritt ein Stadium sinnlicher Unterempfindlichkeit für alle übrigen Umweltseindrücke ein, weshalb die meisten Menschen beim Beischlaf die Augen geschlossen halten. Während des rapiden Erregungsabfalles beim Orgasmus werden die Sinnesempfindungen fast ganz ausgeschaltet. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß gewisse Vögel, beispielsweise die Auerhähne, während der Begattungszeit wie blind und taub sind und für den Jäger eine leichte Beute abgeben. Diese Todestrunkenheit gehört zum wesentlichsten Bestandteil der Sexuallust. Die schwer beschreibbare Lust im Orgasmus hat ihre Ursache in der Aufhebung des Zeiterlebens und im Verströmen aller seelischer Energien in den erfüllten Gegenwartsaugenblick.

Eine Auswahl aus dem dichterischen Ausdruck der gemeinsamen Wurzel der Liebeshingabe und des Sterbens anzuführen, fällt uns wegen der großen Zahl der Bearbeitungen dieses Themas nicht leicht. Es seien nur zwei Beispiele aufgeführt, die ersten Verse aus dem Gesicht «Hingabe» von HERMANN HESSE und eine Stelle aus dem Text von WAGNER «Tristan und Isolde».

Dunkle du, Urmutter aller Lust,
Die ich floh, die ich so oft verflucht,
Die mich dennoch immer hat gesucht,
Endlich werf ich mich an deine Brust!

Nimm mich hin, furchtbare Mutter Nacht,
Todeswollust ist's, dich zu umarmen,
Heimlich aus dem heißen Abgrund lacht
Ahnung von Erlösung, von Erbarmen.

Den Taumel des Todes fühlen wir auch im Text von «Tristan und Isolde». Isolde sieht begeistert zu, wie der tote Tristan den Mund öffnet. Sie fühlt, wie sein Herz zu schlagen beginnt und der Atem sich rührt:

Soll ich schlürfen,
Untertauchen?
Süß in Düften
Mich verhauchen?

In dem wogenden Schwall,
In dem tönenden Schall,
In des Welt-Atems
Wehendem All –
Ertrinken,
Versinken –
Unbewußt
Höchste Lust!

Körpernahe ist in diesen Versen die Verbindung von Liebeslust und Tod geschildert, indem Tristan auch physisch in das Totenreich hineinragt.

Zum Zusammenhang von Liebe und Tod schreibt SCHUBART: «Wie die mystische Ekstase, so hat auch der Rausch der umarmenden Liebe etwas vom Tode. Der geschlechtliche Orgasmus nimmt die volle Verschmelzung der Liebenden vorweg, die endgültig erst im Tode gelingt.» Erwähnenswert ist auch eine Bemerkung von HENTIG über den Doppelselbstmord: «Aus der Sterbenslust entspringt der Drang, gemeinsam ausgelöscht zu werden. Inbrünstig wird der Tod genommen und gegeben. Vernichtung wird in einer Form von Rückwärtsschaltung mächtiger Instinkte Liebeshandlung. Geheimnisvolle Fäden laufen zwischen beiden Polen. Sie haben zwischen Werden und Vergehen irgend einen Platz.» Für die Liebenden, die in gepaarter Todessehnsucht aus dem Leben scheiden, hat der Liebestaumel durch seine Todesverwandtschaft die Lebenstriebse ausgelöscht. Mittels eines mächtigen Durchbruchs haben die Todestriebse in Gestalt der sexuellen Lust die Verbindung mit dem Leben unterbrochen. In dieser Liebesform ist das sinnliche Element mit der Lust am Vergehen stärker als die schöpferische und formende Kraft der Liebe, und die «Sterbenslust» ist nicht mehr eine Begleiterscheinung der Liebeshingabe, sondern sie wird direkt intendiert.

Die Verbindung von Schöpferdrang und Todessehnsucht im Liebesrausch wird auch näher verständlich, wenn wir bedenken, daß mit dem Schöpfungsakt der Liebe der wichtigste individuelle Lebenszweck erreicht ist und daß dieses Ziel als ein Abschluß der Lebensgeschichte bewertet wird. Während im Tierreich in zahlreichen Fällen das Leben des Männchens nach der Begattung seinen Abschluß findet, erlebt der Mensch aber immer wieder eine Wiedergeburt seiner selbst. Nur der süchtige Mensch versucht dem lustvollen Augenblick des Schwindens des Bewußtseins für Zeit und Umwelt Dauer zu verleihen. Fehlt die Hingabe an den Partner und wird in der Sexualität nur die eigene, mehr physisch als psychisch bedingte Lust gesucht, so befinden wir uns im Gebiet der Perversion und der Sucht. Das dominierend gewordene Streben nach Betäubung und Todesersatz, wodurch die Arterhaltungs- und Partnerfunktion der Sexualität zurückgedrängt wird, ist ein wichtiges, die Perversion mit der Sucht verbindendes Merkmal. Die gleichgültige Empfindungslosigkeit bildet für den Süchtigen den einzigen Inhalt seines Sexualerlebens, das

statt von der bejahenden Wir-Bildung von der isolierten Hingabe an Todeswollust bestimmt wird. Während der an die Welt angepaßte Mensch aus der Liebesvereinigung aufersteht und sein Liebesstreben ein Streben nach mehr Leben ist, eilt der süchtige Perverse, um des kurzen Augenblicks lustvoller Betäubung willen, ohne abschließende Befriedigung von einem Sexualerlebnis zum andern. Sein Kontakt mit dem Objekt hat höchstens noch den Schein einer Fortpflanzungsfunktion und ist in Wirklichkeit die Auswirkung des entfesselten Todestriebes. Die Rückkehr aus der ekstatischen Befreiung in die Wirklichkeit der Sachwelt ist entsprechend ihrer Sexualeinstellung beim wahrhaft Liebenden und beim Süchtigen verschieden. Wird der wahrhaft liebende Mensch post coitum von dankbarer Zufriedenheit erfüllt und erfährt er Glückseligkeit über den ruhiger fließenden Strom seines liebenden Gefühls, steht der süchtige Mensch dagegen wieder überdrüssig und enttäuscht einer ihm sinnlos und feindlich scheinenden Welt gegenüber. Glücklich kehrt der Liebende wieder an jenen Ort zurück, den er liebend verlassen hat, und nur der Süchtige erwacht aus dem Todestaumel der sexuellen Ekstase, statt zu neuem Leben, zu neuen Qualen. Durch diese Unlust am Leben und die Unmöglichkeit, dauernde Ruhe zu finden, anders ausgedrückt, durch die *impotentia satisfactionis* kann man auch verstehen, daß der Todestrieb des Süchtigen aktive Gestalt annehmen kann, die sich nicht mehr mit dem einfachen Genuß des dem Sexualakt immanenten Todesgefühls begnügt. So formuliert STRAUS: «Aus ihr, der Normwidrigkeit, dem Zerstören, Schänden, Entweihen, kurz dem Deformieren seiner selbst und des Partners, entspringt erst die Wollust der Perversion.»

Nirgends sehen wir den Lebens- und den Todestrieb zu einer engeren funktionellen Einheit verschmolzen als im Phänomen der Liebesvereinigung, wo die Lust am Zeugen mit der Lust am Tode zusammenfällt. Doch findet das menschliche Leben im Liebesakt keinen dauernden Abschluß, wie dasjenige vieler tierischer Lebewesen, deren Leben mit erfüllter Fortpflanzungsfunktion beendet ist. Der Mensch kann keinen Liebestod sterben, denn seine Aufgabe dauert weiter. Es ist ihm nicht nur aufgetragen, den Fortbestand seiner Art durch die Erziehung seiner lange von elterlicher Fürsorge abhängigen Nachkommen zu sichern, sondern er muß auch die schöpferischen Kräfte, die ihm vom Leben verliehen wurden, in den Werken seines Geistes verwirklichen. Nur der Mensch wird durch seine Kulturleistungen und das Schaffen jedes Einzelnen zum aktiven Vollstrecker des transzendenten Lebenswillens. Dennoch hat das fundamentale biologische Geschehen des Liebesaktes beim Menschen die psychische Qualität des Todes bewahrt. Das Wissen von der Einheit der Liebe, Fruchtbarkeit und Tod ist ein archetypischer Besitz der Menschheit. Aphrodite, die große Liebesgöttin, und die mütterliche Fruchtbarkeitsgöttin Demeter brachten die Griechen mit der Unterweltsgöttin Persephone in Verbindung. Die finsternen und gefährlichen Möglichkeiten der Aphrodite wurden durch ihre Beinamen, wie «die Mordende» oder «die Begrabende», angedeutet, und das Erlebnis der Einheit Demeters mit ihrer Tochter Persephone stellte den

Kern der eleusinischen Mysterien dar. Mit dem Kult in Eleusis war der Gedanke eng verknüpft, daß der Tod nur ein scheinbares Ende sei und eine Erweiterung des Lebens hervorbringe. Wie allgemeingültig diese tiefen Erkenntnisse auch seien, das süchtige Erleben wird davon ausgeschlossen.

Bevor wir uns den künstlichen Rauschmitteln zuwenden, welche es möglich machen, die Sehnsucht nach Todesfrieden zu stillen, wollen wir noch den seelischen Aspekt der Nahrungszufuhr betrachten. Dies tun wir mit um so größerer Berechtigung, als die Psychoanalyse generell den Standpunkt vertritt, daß die süchtige Persönlichkeit an die orale Triebbefriedigung fixiert blieb und einen Weltbezug aufweist, in dem «die Objekte nur Nahrungsspender sind» (FENICHEL). Da die Erfüllung des Nahrungsbedürfnisses ganz allgemein auch die Befriedigung des menschlichen Nirwana-Strebens verschafft, wird die Ernährungsfunktion vom Süchtigen ebenfalls ausgenützt, um damit seine krankhaft gesteigerten Todestribe abzuführen.

Der psychische Vorgang des Erlebens der Nahrungslust ist gleich wie beim Einschlafen oder bei der Liebesvereinigung: Die Sättigung im Dienste der Lebenserhaltung ist lustvoll wegen der Verminderung der Triebspannung und der Reduzierung der Außenweltsreize. Die Empfindung der Außenwelt wird auf das Kontakt-erlebnis mit dem Liebespartner oder der Nahrung beschränkt. Für die qualitative Ähnlichkeit der Nahrungs- und Sexuellust spricht ihre nicht seltene, gegenseitige Ersetzbarkeit in den Störungen des Trieblebens. Dazu kann ein Beitrag MITSCHERLICHs aus seiner Arbeit «Über den Ursprung der Sucht» erwähnt werden. In dieser Abhandlung, welche vor allem dem ausführlichen Studium von drei Dipsomanen gewidmet ist, bemerkt er: «Die überraschendste Entdeckung, die man machte, war wohl die, daß bei jedem der Kranken Süchtigkeit schon vorlag, bevor er am Durst erkrankte. Mit dem Durst hebt also die Krankengeschichte gar nicht an, sondern dieser ist nur der Effekt einer Wandlung der Süchtigkeit, welche vor ihm bereits bestand und, auch dies eine Übereinstimmung, im Bereich des Sexuellen lag.» Quasi das Tertium comparationis zwischen Ernährung und Sexualität ist der Schlaf. Entsprechend den Verhältnissen während des Schlafs kommt es bei der Ernährung zum Zwecke eines ungestörten vegetativen Ablaufs zu einer Herabsetzung der Reizaufnahme und Erniedrigung der psychischen und motorischen Leistungsbereitschaft. Diese Dämpfung im animalen Nervensystem, das für die Beziehungen zur Außenwelt verantwortlich ist, stellt eine bedeutsame Lustkomponente dar. In der Situation der Nahrungszufuhr und der Liebesvereinigung braucht der Mensch sich nur dem Augenblick hinzugeben, und er darf einen Augenblick lang auf jede Stellungnahme zu den Umwelteindrücken verzichten, er findet während des Vollzugs leiblich-sinnlicher Funktionen nicht nur körperliche, sondern auch psychische Erholung durch die Umstimmung im vegetativen Nervensystem und die damit verbundene Senkung der geistig-seelischen Erregbarkeitsschwelle. Daß dieser Zustand nicht nur während des vegetativen Vollzugs, sondern länger anhält, wissen wir

schon aus der banalen Tatsache, daß sich an ihn oft eine Verfassung der Schläfrigkeit oder des vollen Schlafes anschließt. In der Lust an der zeitweiligen Unterdrückung der zukunftsgerichteten Forderungen durch den Genuß der Gegenwart äußert sich die vom transzendenten Lebenstrieb sinnvoll ausgenützte Todessehnsucht. Es ist ein Merkmal, welches alle bisher betrachteten vegetativen Leistungen verbindet, daß bei ihrem Vollzug eine teilweise bis vollständige Suspension der Sinnesleistungen und der Initiative stattfindet. Vorübergehend kehrt der Mensch in einen Zustand kindlicher Selbstzufriedenheit zurück, wo er ungestört ist von den Forderungen des Geistes. Es kommt zu einer verschieden umfangreichen Einnengung des Bewußtseins und derart zu einer entsprechenden Annäherung an den Tod.

Für die süchtige Entartung der Todessehnsucht ist charakteristisch, daß über die zeitweilige Aufhebung hinaus eine dauernde Lösung von den Forderungen des Lebenstriebes angestrebt wird und sich eine Dissoziation des natürlichen und erstrebten Zweckes der sinnlichen Funktion ereignet hat. Da ein isoliertes, nicht süchtiges Streben nach Lust auch durch den Überschwang an Leben, das sich auf dionysische Weise selbst feiert, auftreten kann, ist die Permanenz des Strebens nach sinnlicher Lust ein unterscheidendes Merkmal der Sucht. Auch ohne daß das Suchtmittel pharmakologische Eigenschaften besitzt, die beim Absetzen zu Abstinenzerscheinungen führen, kann der Kranke auf sein Suchtmittel nicht verzichten, von dem er vor allem psychisch abhängig ist. Ohne sein Suchtmittel kommt er wieder in eine psychogene, dysphorische Verstimmung, wo ihm die Welt schal und leer erscheint. Dieser dysphorischen Grundstimmung, der der Süchtige durch Betäubung zu entkommen trachtet, können sich beim plötzlichen Entzug eines beliebigen Mittels Symptome von Erregung und Angst aufpfropfen, die den pharmakologischen Abstinenzerscheinungen ganz ähnlich sind. Die Abhängigkeit des Süchtigen vom befreienden Mittel ist ein anderes Merkmal, das die Sucht gegenüber der allgemeinen menschlichen Tendenz nach Gewinn sinnlicher Lust auszeichnet. Darin, daß der Mensch in einmaligen Akten, die nur dem Zwecke der Lustgewinnung dienen, der fordernden Realität entfliehen darf, erkennen wir den Überschuß in der Natur und die Stärke des Lebenstriebes. Solche schwärmerischen Ausbrüche voller Lebenslust gleichen den bunten Zeichnungen der Fische, die in der undurchdringlichen Finsternis der Tiefsee wohnen – sie dienen der Selbstverherrlichung des Lebens und sind ganz verschieden von süchtigen Handlungen, die aus dem Gefühl der Lebensschwäche Todesfrieden bringen sollen.

In einer wertvollen, kasuistischen Studie über die Störungen der Ernährungstrieb von SCHNEIDER wird demonstriert, daß der Ernährungstrieb anläßlich verschiedener krankhafter Seelenzustände, wie zum Beispiel Psychoneurosen und endogener Depressionen, seines natürlichen Zweckes verlustig, zur Betäubung und Selbstzerstörung verwendet werden kann. Einer seiner vorgestellten Patienten mit einer Psychoneurose äußert den Wunsch, sich durch das übermäßige Essen zu nar-

kotisieren und durch Zerplatzen sterben zu können. Auch in anderen Fällen nimmt die Freßsucht die Rolle eines Mittels zur Betäubung und eines Todesersatzes ein. Eine schizophrene Patientin mit einer Bulimie gibt an, so viel zu essen, um in die Leere zu versinken und zu verblöden. Die Motivierungen der Bulimie dieser Patientin deuten auf die der Nahrungszufuhr zukommende, normale psychische Qualität hin: Sie besteht in Dämpfung der Aktivität und Beschränkung der Erlebnisfülle.

Auch hier können wir ein Beispiel aus der Dichtung anschließen. KLAUS MANN erzählt in seinem Lebensbericht «Der Wendepunkt» von einer jungen Frau namens Gert, welche sich, bevor sie sich dem Morphin zuwandte, durch übermäßiges Essen von Schokolade zu töten versuchte. Die dicke Gert, welche viel Kummer speck angesetzt hatte, und die später durch den Morphinismus stark abgemagerte Frau verraten die gleiche Tendenz, dem Dasein zu entkommen. Es dürfte nützlich sein, einmal deutlich darauf hinzuweisen, daß die verbreitete Fettsucht psychologisch oft gleich verstanden werden möchte wie zum Beispiel der Nikotinmißbrauch oder die Toxikomanie.

Daß die Speise in der mythologischen Phantasie der Völker immer wieder als Symbol der Verbundenheit der Lebenden mit den Toten auftritt, findet in den erwähnten seelischen Eigenschaften der Handlung des Essens und Trinkens eine Erklärung. Die Speise vermittelt die Kommunion der Toten untereinander und zum Beispiel bei den überall verbreiteten Seelenfesten die Kommunion der Toten mit den Lebenden, weil sie die Fähigkeit hat, die Aktualität der von allen Seiten anstürmenden Lebenseindrücke zu beschränken.

KÜNSTLICHE RAUSCHMITTEL

Beim Genuß künstlicher Rauschmittel spielt immer, neben der spezifischen Wirkung des Mittels, die orale Triebbefriedigung mit der dargelegten Erlebniskomponente eine nicht zu unterschätzende Rolle. Daneben verschafft die spezifische Wirkung des Rauschmittels zusätzliche Möglichkeiten, der Alltagswirklichkeit entrückt zu werden und Vergessenheit zu finden, entweder im Zustand der Betäubung oder des lethargischen Gegenwartsgenusses in einer traumhaften Phantasiewelt. Durch den Besitz von Rauschmitteln ist der Mensch jederzeit imstande, seine Todessehnsucht zu erfüllen und einen «Liebestod» zu sterben. Auf das die Liebe und den Genuß von Rauschpharmaka verbindende Element Schlaf weist uns NOVALIS in den Hymnen an die Nacht hin:

« – Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf – beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Toren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben – in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Saft des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoß macht –.»

Entspannte Gelöstheit kann durch narkotisierende oder euphorisierende Stoffe erreicht werden; denn analog den Situationen von Schlaf und Liebstaumel ist der lustbringende Effekt der zwei verschiedenen Stoffgruppen weitgehend gleich. Die Wahl des Rauschmittels beziehungsweise des Weges, der eingeschlagen wird, um Vergessen und Entlastung von den Forderungen der Realität zu finden, hängt von der charakterlichen Konstitution und Verfügbarkeit des Mittels ab. Die konstitutionelle Abhängigkeit der Mittelwahl bezieht sich nicht auf die Endlust, sondern nur auf die vorausgehende Phase der Vorbereitung des Effektes. Wenn nach einer Beobachtung von SATTES eine weitgehende Ersetzbarkeit der chemischen Suchtmittel ohne Rücksicht auf ihre pharmakologische Gruppenzugehörigkeit besteht, so dürfte dies doch erst in fortgeschrittenen, von einer Entdifferenzierung der Persönlichkeit begleiteten Stadien der Sucht eintreten. Das aktive Interesse an der Beschaffenheit des Weges, der zum lustvollen (Todes-)Effekt führt, entsteht aus einem Rest an Lebensbejahung, und in den Endzuständen der Sucht fällt auch dieses Minimum an positiver Lebenseinstellung weg, so daß nur noch auf die Distanz verleihende und Vergessen bringende Wirkung geachtet wird.

Für den Menschen, der sich aus dem Gefühl eines allumfassenden Eros berauscht, um sich vollständiger mit dem Leben identifizieren zu können, ist die Qualität des Rauschmittels nicht gleichgültig. Dieser Mensch ist, obwohl gefährlich nahe bei der Sucht, nicht süchtig, vor allem solange er sich immer wieder an die Wirklichkeit anpassen kann, ohne einen quälenden Verlust der Stimmung rauschhafter Entrückung zu verspüren. Der Rausch wird da erzeugt aus einem Überschwang der Kräfte und mit dem Recht des Menschen auf zweckvergesene Freude. Aus einem solchen Erlebnis kann ein Mensch angeregt und bereichert hervorgehen, indem er des Lebens Fülle in verdichteter Form ahnend erfahren hat. Die Fähigkeit, nur um der Freude und des Genießens willen eine Handlung zu unternehmen, gehört ebenfalls zu den Merkmalen des gesunden Menschen. Er versucht nicht dauernd die Realität zu verlassen, sondern er möchte nur in seltenen Augenblicken die Grenzen seiner Möglichkeiten überschreiten, um die Einheit allen Lebens zu fühlen.

Sowohl der Rückzug des Bewußtseins vor dem Leiden als auch die Anspannung des Bewußtseins, um des Lebens Schönheit und Tiefe zu erleben, kann zur Ekstase hinführen. In einem Fall ist es der Wunsch, im Zustand des Rausches ein besseres Leben oder die Erlösung vom Leben überhaupt zu erreichen, im anderen Fall ist es das Verlangen, das Leben ganz und intensiv zu erfahren. Wie aus dem Rausch sexueller Leidenschaft erwacht der Süchtige aus dem künstlichen Rausch wieder in einer Welt der Leiden und der Sinnlosigkeit. «Was für ein Jammer, daß man sich nie genug betrinken kann», bemerkt GIDE in seinen Tagebuchnotizen.

In rauschhafter Euphorie befindet sich der Mensch in einer Verfassung der Versöhnung mit seiner Umwelt, wo die Grenzen seiner Persönlichkeit zu den Objekten verfließen und das Widerstandserlebnis durch das ekstatische Gefühl der Einheit

des Subjektes mit dem All ersetzt wird. Das Unendlichkeits- oder Ewigkeitsstreben hat seinen Ursprung in der schmerzhaften Spaltung zwischen dem Individuum und der übrigen Welt. Vollständig gelöst wird dieser Gegensatz, der sich für den süchtigen Menschen wegen seiner Anpassungsschwäche verschärft hat, nur durch die Preisgabe der eigenen Existenz und die Aufhebung des Principium individuationis. Aber eine dauernde Beseitigung der «Objekt-Subjekt-Spaltung» verstößt gegen die Realität und ist eine lebensfremde, philosophische Forderung, die zur praktischen Abspaltung vom Leben führt. Die Möglichkeit einer fortschreitenden Ich-Erweiterung und Reifung wird dem Menschen gegeben durch lebende Teilnahme an der Umwelt und fruchtbarer Verbundenheit mit dem ständig nicht nur fordernden, sondern auch reich beschenkenden Leben. Des Menschen Spaltung gegen die Objektwelt erzeugt jene Spannung, die zu schöpferischem Leben anspornt, welches durch Steigerung der Partizipation am ehesten diese Spaltung auszugleichen vermag. Von den anderen Möglichkeiten der Ich-Erweiterung, der mystischen Versenkung in das Nichts und der dionysischen Verzückung mit ihrer Vernichtung der gewöhnlichen Daseinsschranken, wählt der Süchtige die letzte. Seine Wahl hat aber eine destruktive Tendenz, weil er nur das Bild des Dionysos mainomenos, eines schwärmerisch rasenden Gottes ekstatischer Lust, und nicht dasjenige des Dionysos euanthes, des blühenden Gottes, der das Leben erweitert, kennt.

Vergangenheit und Zukunft tauchen im Rausche in Vergessenheit ein, und der Welt entrückt schwelgt der Mensch im Reich der Träume und des Wesenlosen. Dieses lethargische Element des Rausches hat C. F. MEYER intuitiv erkannt: In seinem Werk tragen Dionysos und der Gott des Todes die gleichen Züge. Die Stimmung eines Menschen, der, die Gestade des Lebens hinter sich lassend, sich dem genießerischen Schweben in Träumen ergeben hat, finden wir im Gedicht «Nicola Pesce»:

Ein halbes Jährchen hab' ich nun geschwommen,
Und noch behagt mir dieses kühle Gleiten,
Der Arme lässig Auseinanderbreiten –
Halb schlummernd lieg ich stundenlang, umglossen
Vom Wetterleuchten, bis auf allen Seiten
Sich Wogen türmen. –

Was machte mich zum Fisch? Ein Mißverständnis
Mit meinem Weib. Vermehrte Menschenkenntnis,
Mein Wanderdrang und meine Farbenlust.

Die Furcht verlernt' ich über Todestiefen,
Fast bis zum Frieren kühlt' ich mir die Brust –
Ich bleib' ein Fisch, und meine Haare triefen.

Die wohlige Flut, in der Nicola lebt, ist der Raum seiner Mutterleibs- und Todessehnsucht. Im feuchten Reich seiner Träume fühlt er sich schwerelos, frei und ent-

hoben aller Forderungen des Lebens. Nicht durch ungestümen Rausch, sondern in sich gekehrt, erfüllt von stillem Wohlgefühl, hat sich Nicola vom aktuellen Dasein abgewendet. Hier tritt uns Dionysos in Gestalt des Lysios, des ruhig Lösenden entgegen. Auf die anderen vielfältigen Bezüge des Gedichtes zu süchtigem Verhalten, das Scheitern des Kontaktversuches, die Enttäuschung an der Welt, den Wanderdrang und den dauernden Verfall an das Nirwana, gehen wir nicht näher ein.

ANALYSE DER TODESEMPFINDUNG UND BESTIMMUNG DES SUCHTBEGRIFFS

Nachdem wir anzudeuten versucht haben, daß der Schlaf, die Liebesvereinigung, der künstliche Rausch und sogar das Essen und Trinken quantitativ verschiedene Annäherungen der Seele an den Tod bedeuten, wollen wir, teilweise zusammenfassend, zu erklären versuchen, welche gemeinsamen Eigenschaften dieser Zustände am Zustandekommen dieser Beziehung teilhaben. Es sind die Beseitigung von Triebspannungen und die damit verbundene Verminderung der Erregungsquantität bis tief unter den mittleren Erregbarkeitstonus, der enge Bezug zur Leiblichkeit und die Dämpfung im sympathischen Nervensystem als neurophysiologischer Ausdruck des gegenwartsgebundenen und die Außenwelt nicht beachtenden Erlebens. Davon machen jene durch chemische Stoffe ausgelösten Rauschformen, die sich am ehesten mit wilden Liebesekstasen vergleichen lassen und durch ein Stadium gesteigerter Sinnesempfindlichkeit gehen, keine Ausnahme. Beim Erreichen der Lustakme erlöschen alle Eindrücke, und der Rauschzustand, sei er etwa durch Alkohol oder durch Haschisch hervorgerufen, geht meistens in einen befreienden Schlaf über. Der Haschischrausch zum Beispiel ist mit einer Vergrößerung der Sinneseindrücke und lebhaften Halluzinationen verbunden. Von der letzten, im Orient «kief» genannten Phase dieses Rausches aber schreibt BAUDELAIRE in den «Paradis artificiels»:

«C'est le bonheur absolu. Ce n'est plus quelque chose de tourbillonnant et de tumultueux. C'est une béatitude calme et immobile. Tous les problèmes philosophiques sont résolus. Toutes les questions ardues contre lesquelles s'escriment les théologiens et qui font le désespoir de l'humanité raisonnante, sont limpides et claires. Toute contradiction est devenue unité. L'homme est passé dieux.»

Das, wenn auch nur vorübergehende, auf die eigene Leiblichkeit beschränkte Erleben mit seiner Hingabe an den Augenblick hat eine gleichzeitige Abwendung vom äußeren Lebensraum zur Folge. Durch den Rückzug des Individuums auf sich selbst, wobei für den Beischlaf eine Identität der Partner supponiert wird, kommt es zu einer Reduktion der Erlebnismöglichkeiten. Diese Form des Erlebens anlässlich der Ausübung vegetativer Funktionen entspricht am meisten der frühinfantilen Stufe des objektlosen Narzißmus. Da während der Erfüllung vegetativer Bedürfnisse die Libido von den Objekten weg und dem Ich zustrebt, haben die entsprechenden Triebe regressiven Charakter. Wir werden später noch sehen, daß diese

Feststellung für unsere Auffassung der Sucht bedeutungsvoll ist, da sie einen zwingenden Hinweis bedeutet, daß sich das süchtige Tun im Gebiet triebhafter, vegetativer Leistungen abspielt, denn daß die Probleme der Sucht nur vom Standpunkt der Regression und Stagnation verstanden werden können, scheint uns erwiesen zu sein. Das süchtige Verhalten kann zwar Angst- und Schuldgefühle auslösen, welche ihrerseits wieder zu einer Steigerung der Suchthandlungen führen. In diesem Versuch der Angstbewältigung durch Verstärkung der destruktiven Ursprungssymptome ist aber ebenfalls kein progressives Element enthalten. Vereinzelte Autoren lassen sich trotzdem von einer solchen Vorstellung leiten, welche um so eher falsch sein dürfte, als der Charakter der Angst des Süchtigen vieldeutig ist und nur zum Teil ein Gefahrensignal darstellt, das zu Abwehr- und Schutzhandlungen antreibt. Auf alle Fälle ist das Ergebnis einer solchen Abwehrreaktion, die eine pathologische Übertreibung normaler, der Angstbewältigung dienender Mechanismen darstellt, regressiv. Ein anderer, gewichtiger Teil der Angst des Süchtigen bildet keine Reaktion auf einen Triebreiz, sondern ist selbst triebhaften Ursprungs und ein Vertreter destruktiv-masochistischer Tendenzen. Hiezu bemerkt NUNBERG in seiner Neurosenlehre: «Die gesteigerte Libido wird zur Gefahr, wenn sie keine Abfuhr hat und sich überdies ihre Energie den Destruktionstrieben mitteilt. So scheint sich im Hilfssignal der Angst auch der Todestrieb auszuwirken, der häufig auf der Höhe der Angst zur Lähmung und Bewußtlosigkeit, zur Aufhebung des Reizes, zur ‚Ruhe‘ führt.» Die Angst tritt als ein Konversionssymptom der triebhaften Erregung, die nur teilweise abflußfähig ist, auf. Zu Symptomen einer Libidostauung kommt es beim Süchtigen ja um so mehr, weil er zur Umwandlung der in sinnlichen Trieben gebundenen Libido nicht imstande ist und die gesteigerte Triebspannung nicht die gewünschte Entladung findet. Am deutlichsten tritt uns dieses Symptom beim Entzug des Suchtmittels entgegen. Auch wenn die Angst des Süchtigen im Gefolge eines depressiven Ohnmachtsgefühls entsteht, hat der Mechanismus, der ihrer Bewältigung dienen soll, regressive Richtung. Beim Streben nach dem anregenden Effekt zahlreicher chemischer Suchtmittel, besonders der Stimulantien, ist der Wunsch nach Erhöhung von Leistungsvermögen und Selbstbewußtsein nur ein trügerisches Motiv, wobei es dem Süchtigen im Grunde nur um die euphorisierende Wirkung geht. Oft macht süchtiges Handeln bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck, als sei sein Zweck das Erreichen eines gesteigerten und reicheren Lebens. Es scheint aber nur so, als ob viele süchtige Menschen nach mehr Lebensgenuß verlangten. Diese Ansicht entsteht wegen der Verdrängung der Todessehnsucht und aus Unkenntnis, daß diese Art von «Lebensgenuß» in Wahrheit Genuß von Todesruhe bedeutet. Der süchtige Mensch besitzt ein für den Existenzkampf zu schwaches Ich, welches sich nicht genug durchzusetzen vermag und sich deshalb zurückziehen möchte in die kindliche Schlafexistenz.

Wollte man unsere früher gemachte Bemerkung, daß auch das Liebeserleben infolge der Identität der Partner narzißtischen Charakter habe, als Sophisterei ab-

tun, so ist immerhin der Narzißmus des perversen Sexualerlebens anerkannt. Das Merkmal aller vegetativen Triebhandlungen, die wir auch als narzißtisch und regressiv beschrieben haben, besteht in der Ablehnung von Reizaufnahme und überhaupt der Ausführung animaler Leistungen. Diese negativistische Einstellung der vegetativen Triebhandlungen ist in einer Verschiebung der Gleichgewichtslage zwischen parasympathischem und sympathischem Einfluß zugunsten des Parasympathikus und als Folge in einer Aktivitätsdämpfung des kortikalen Anteils des «Umweltsnervensystems» begründet. Wie unter zahlreichen Rauschpharmaka kommt es während des Schlafes sogar zu einer aktiven Hemmung der kortikalen Tätigkeit. HESS bezeichnet Funktionszustände, wie Ernährung und Schlaf, in denen vegetative Funktionen im Dienste der Selbsterhaltung aktiviert sind, als trophotrope Funktionen. Über die stattfindende nervöse Umstimmung bei ihrer Ausübung bemerkt MONNIER, daß diese für das animalische somatische System eine Einschränkung aller aktiven Beziehungen des Individuums zu seiner Umwelt bedeute: «Die Aktivitätsbereitschaft des motorischen Systems sinkt auf ein Minimum ab. Auch die Aktivität der Sinnesorgane ist herabgesetzt. Die psychische Aktivität ist reduziert.» Die arterhaltenden Sexualfunktionen zeigen ein Verhalten, welches den auf Selbsterhaltung ausgehenden Strebungen parallel geht. In einer entsprechenden Phase des Sexualvollzuges kommt es zu den gleichen Erscheinungen der reduzierten Funktionsbereitschaft des animalen Nervensystems wie beim Ablauf trophotroper Leistungen. Diese Regulationsmaßnahmen unterstützen einerseits einen ungestörten, vegetativen Funktionsablauf zur Erhaltung der Homöostase und der Erfüllung der Fortpflanzungsfunktion, andererseits führen sie aber zu einer Einengung des Seelischen. Die verschieden starke seelische Annäherung an den Tod erfolgt also durch eine Reduktion der Erregungsquantität, Trennung von der Außenwelt und leibzentrierten Gegenwartsgenuß mit einem vorübergehenden Verlust des Zukunftsstrebens. Der Genuß dieser Erlebnisqualität triebhafter, vegetativer Tätigkeiten, der Ernährung, der Fortpflanzung und des Schlafes, wird zum ausschließlichen Ziel des Süchtigen, dessen Triebhandlungen nicht mehr in den Rahmen der Lebensbedürfnisse eingefügt sind, sondern ein selbständiges Dasein führen. Stehen die Triebhandlungen des seelisch Gesunden immer in engem Sinnzusammenhang mit dem Leben, so sind sie im Gegensatz dazu beim Süchtigen ihres Bezuges zum Leben entkleidet, und sie dienen nur noch der Erfüllung des Begehrens nach Ruhe und Entspannung. Es kommt zur Umkehr des Herrschaftsverhältnisses zwischen transzendtem Lebens- und individuellem Todestrieb: Der Todestrieb, dessen Erfüllung die wichtigste Lustkomponente aller betrachteten Triebhandlungen darstellt, wird zur zielsetzenden Tendenz der Funktionen, die ursprünglich dem Lebensprinzip untertan waren. Unsere Ansicht über die psychische Qualität vegetativer Triebhandlungen und deren Ausnützung durch den Süchtigen wegen seines krankhaft gesteigerten Wunsches nach Reizruhe wurde schon genügend belegt. Hier sei aber der Vollständigkeit halber noch der

Standpunkt CARUSOS angeführt, daß es nicht zutreffen könne, daß der Trieb nur das Ziel habe, vor den Reizen der Außen- oder der Innenwelt Ruhe zu bekommen. Die der Befriedigung der Triebe des Nahrungserwerbs und der Objektsexualität folgende Erregungsminderung sei lediglich eine Folge, nicht aber der biologische Zweck der Trieberregung. Die Reizsuche gelte nicht der Wiedergewinnung möglicher Reizruhe, sondern im Gegenteil dem lustvollen Reiz selbst. Dem möchten wir entgegenhalten, daß die vegetativen Triebe ein doppeltes Ziel verfolgen: Einerseits erstreben sie eine spezifische Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Selbst- und Arterhaltung, anderseits suchen sie aber den Zustand indifferenter Ruhe wieder zurückzugewinnen. Das Streben nach der spezifischen Trieberfüllung gleicht der kinetischen Energie eines Körpers, welcher, wenn diese Energie erschöpft ist, der Gravitationskraft unterliegt. In unserem Falle wäre die Gravitationskraft die menschliche Tendenz nach Herbeiführung eines möglichst reizlosen Zustandes. Der vegetative Trieb gleicht einem Tennisball, welcher von der Erde zurückspringt bis zur maximalen Höhe, um dann wieder auf die Erde zurückzufallen, und dies so lange, bis seine Energien sich ganz erschöpft haben. Keine der beiden Bewegungen ist Ursache oder Folge der anderen Bewegung. Lustvoll ist im Bereich der vegetativen Triebe aber nur die Rückkehr in die Ruhelage und nicht die Suche beziehungsweise das Suchenmüssen der Triebbefriedigung. Der Reiz ist nicht lustvoll, sondern er verspricht Lust, wenn das Objekt ergriffen worden ist. Die Lebenstriebe und die Todessehnsucht sind in der Dynamik des vegetativen Triebgeschehens zu einer Einheit verknüpft.

Zur Befriedigung ist der süchtige Mensch unfähig; denn während die Lust durch das Verebben aller Spannungen bedingt wird, entsteht die Befriedigung aus dem dauerhaften Gefühl des sinnvollen Lebensvollzuges. Die Impotentia satisfactionis und die Steigerung von Frequenz und Dosis beruhen neben physiologisch-chemischen Ursachen auf der Zerstörung des Lebensbezuges und der ausschließlichen Ausrichtung des Süchtigen mit seinen Handlungen auf das Moment lustvoller Entspannung. Dem orgiastischen Augenblick des todesverwandten Schwindens aller Empfindungen oder auch nur der unbekümmerten Zeit dämmeriger Ruhe möchte er ewige Dauer verleihen, weshalb er von Genuß zu Genuß eilt und die freien Intervalle zwischen dem Betreten des Nirwana möglichst verkürzt. Die Frequenzsteigerung der süchtigen Handlungen erklärt sich außer durch die erhöhte Toleranz und durch die verkürzte Wirkungsdauer durch die wachsende Unzufriedenheit, welche entsteht, wenn die Kranken aus ihrer Phantasiewelt aufwachen und wieder der Wirklichkeit ausgesetzt sind. Durch chronische süchtige Verhaltensweise kommt es zu einer Veränderung der Psyche im Sinne einer Verminderung des ästhetischen Wahrnehmungsvermögens und der geistigen Spannkraft. Die Reagibilität der geistigen und personellen Schichten der Persönlichkeit wird reduziert, und es kommt infolge des wachsenden Unvermögens zu echter Leidenschaftlichkeit und Begeisterung zu einem immer unlustvolleren Lebensgefühl. Gleich-

gültig, ob die Süchtigkeit bei einem bestimmten Individuum ursprünglich aus einem Überschuß an Kraft oder einer Schwäche der Lebenstriebte entstanden ist, im Laufe der Erkrankung findet man immer das Gefühl freudloser Leere. Die Wesensveränderung des Süchtigen ist im Falle der Toxikomanien und des Alkoholismus zum Teil auf toxische Faktoren zurückzuführen, bei den anderen Süchten, der Erotomanie, der Freßsucht usw. muß man analoge biochemische Veränderungen annehmen. Aber weder die Wesensveränderung noch die zwangsmäßige Abhängigkeit und die Abstinenzzeichen sind bei irgendeiner Sucht nur die Folge chemischer Prozesse, sondern die zu beobachtende, progressive Wesensveränderung und der sie begleitende Lebensüberdruß und die übrigen sekundären, psychischen Symptome der Sucht sind weitgehend auch psychogener Natur. Die generelle menschliche Suchtgefährdung weist außerdem auch darauf hin, daß der Verfall an ein Suchtmittel und die Entstehung einer süchtigen Einstellung ein Phänomen darstellt, das zwar einer spezifischen Konstellation auslösender Faktoren bedarf, im übrigen aber ein Mechanismus ist, der, als elementare Reaktionsweise der Psyche, einer eigenen seelischen Tendenz entspricht. Wir wollen uns mit dem Bild begnügen, daß durch ein ätiologisches Prinzip das labile Machtverhältnis der Lebenstriebte umgestoßen und das Gefälle der psychischen Energie in Richtung der Regression umgekehrt werden kann. Diese Bewegung, die einer Eigenbeschleunigung unterliegt, welche unter anderem durch das menschliche Verlangen nach Lustvermehrung gegeben ist, wird noch verstärkt durch die Folgen des süchtigen Verhaltens, zum Beispiel Schuldgefühle, gesellschaftliche Diskriminierung, zunehmende Leistungsunfähigkeit usw.

Wenn einerseits eine quantitative Zunahme triebhafter, somatisch-sinnlicher Handlungen ohne abschließende Befriedigung für die Herrschaft der Ansprüche des Todestriebes zeugt, so deutet anderseits – und im Bereich der Sexualperversionen am klarsten erkennbar – die qualitative Veränderung triebhafter, vegetativer Vollzüge mehr auf gegen die Umwelt gerichtete, destruktive Tendenzen hin. Die qualitative Umstellung ist auch deutlich erkennbar beim Toxikomanen, für welchen das Medikament oder die Droge entweder ein Symbol eines begehrten, infantilen Libidoobjektes oder einen Ersatz einer nicht eroberten Welt bildet. Dem Verschlingenden Mittels ist ein sadistischer Sinn eigen, womit der Süchtige seine Aggressionen gegen die Umwelt ausdrückt. Nach VON GEBSATTEL wird die lebensfeindliche Einstellung des Süchtigen damit demonstriert, daß die eigenste Lust der Perversion darin besteht, gegen die Norm zu verstoßen, sie abzutun, sie zu entmächtigen und zu deformieren. VON SIEBENTHAL sieht die Ablehnung, den Protest gegen die Norm sogar als auslösendes Moment der Sucht an. Außer der gegen sich und die Umwelt gerichteten destruktiven Einstellung, die sich nicht in bewußtem Erleben zu äußern braucht, hat das süchtige Tun als solches, ohne daß es alle Merkmale der Perversion annimmt, nach zwei Richtungen destruktiven Charakter. Die leibzen trierte Fesselung an die Gegenwart, die Vermeidung der Alltäglichkeit und das

Entweichen in die Irrealität steht der Persönlichkeitsentwicklung entgegen, und dem Ausbau und der Erhaltung der Gesellschaft und Lebensordnung läuft der radikale Egoismus des Süchtigen, der nur auf seine Saturierung aus ist und für welchen alle Objekte nur Mittel zu diesem eigenen, beziehungslosen Zwecke sind, zuwider. Zwischen den verschiedenen Arten süchtiger Handlungen besteht ein Übergang vom Verfehlen des Sinns zum perversen Zerstören des Sinns. Die sinnwidrige, süchtige Umwandlung eines sonst zweckmäßigen Verhaltens führt weiter zu Handlungen, wie sie uns beispielsweise in Form des Fetischismus oder der Saliromanie entgegentreten, die auch formal nicht mehr normgemäß sind und in welchen sich die Unfähigkeit zur Daseinsbejahung und die Lust am Vermeiden der Wirklichkeit direkt kundtun.

Für das Verständnis der Sucht scheint uns die Einsicht besonders wichtig zu sein, daß der Süchtige, um seinen krankhaft gesteigerten Todestrieb zu besänftigen, sich dieser Funktionen bedient, deren Erfüllung schon normalerweise die unbewußte menschliche Todessehnsucht befriedigt. Bevor wir am Beispiel der Toxikomanie diese These kurz erläutern, müssen wir, um später folgender Gedanken willen, uns nach der Bedeutung des oben verwendeten Begriffs des Egoismus fragen. Wenn wir hier diesen Begriff anwenden, wo wir lieber das weniger tendenziöse Wort Narzißmus setzen möchten, so nur, um uns nicht zu weit von der Terminologie der einschlägigen Suchtliteratur zu entfernen. KLAGES zum Beispiel schreibt: «Alle Süchte sind Egoismen, aber ‚bornierte Egoismen‘ nach STIRNER oder unmißverständlicher: Egoismen der oder jener Seite des Charakters, der das Wesen des Menschen – und oft bis zur Selbstvernichtung – erliegt.» KLAGES darf mit dem Begriff Egoismus operieren, da er die Autodestruktion als eine Folge des krankhaften Ich-Willens betrachtet, während wir die Selbstausslöschung als das Ziel des ichbezogenen, süchtigen Tuns auffassen. Um unserer Auffassung, die wir mit der Mehrzahl der Autoren über dieses Thema teilen, mehr Gewicht zu verleihen, haben wir zu zeigen versucht, daß die Sehnsucht nach Todesfrieden eine primäre Eigenschaft der Psyche darstellt. Da nun der Egoismus stets die Erweiterung des Machtbereiches des Ichs, die Vermehrung seiner Geltung und die Sicherung des Seins erstrebt und der Süchtige ja gerade im Gegensatz dazu nach der Auflösung seines Ichs trachtet, sollten wir diesen Begriff besser für andere Phänomene reservieren. Nicht Ichbesessenheit, sondern Ichverachtung erfüllt den Süchtigen.

Durch den Genuß seines Suchtmittels versucht sich der Süchtige von einer ihn nicht befriedigenden Lebenssituation zu befreien, indem er statt einer aktiven Lebensgestaltung einen bequemeren Todesersatz wählt. Im Fall der Toxikomanie findet er einen solchen Todesersatz im allgemeinen in der Wirkung des Mittels und bei der Tablettensucht auch in der oralen Triebbefriedigung.

Die Einnahme des Medikaments wird nicht nur durch seine spezifische pharmakologische Wirkung, sondern auch durch den bei der süchtigen Zufuhr erlebten

Genuß veranlaßt. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Suchtpharmaka beinhalten die als Suchtmittel verbreitetsten Analgetika, zum Beispiel Saridon und Optalidon, keine lethargische Wirkung – sie sind weder euphorisierend noch wirklich betäubend. Primär wegen ihres analgetischen Effektes eingenommen, werden die Mittel später meistens wegen ihrer aktivierenden, leistungssteigernden Eigenschaften geschätzt (KIELHOLZ und BATTEGAY). Das lethargische Moment der Analgetikasucht beruht in der Erfüllung eines infantil-oralen Triebbedürfnisses, wobei es zunächst belanglos ist, ob dem Suchtmittel Symbolbedeutung zukommt oder nicht. Das lustvolle Verschlingen des Mittels hat eben diesen psychischen Qualitätswert, den das Essen im Unbewußten auch für den Gesunden hat. Wegen der Regression und oralen Fixierung des Arzneimittelsüchtigen wird neben der pharmakologischen Wirkung besonders die mit der Tabletteneinnahme verbundene orale Lust gesucht. Daneben hat der Süchtige infolge der psychischen Abhängigkeit und des »Geweishungers« ein unbezwingbares Verlangen nach dem Mittel, dessen Einverleibung ihn von einem unerträglichen Reizzustand befreit. Nur schon die Beseitigung dieses quälenden Hungers ist für den Süchtigen höchst lustvoll. Diese Faktoren, das lustvolle Erleben der momentanen Senkung des überhöhten seelischen Spannungsniveaus und die orale Erledigung narzißtischer Ansprüche, veranlassen uns, bei der Analgetikasucht die dominierend gewordene Todessehnsucht als wichtigste Triebfeder der Süchtigkeit zu erkennen. Zahlreiche andere chemische Suchtmittel unterstützen die Erfüllung dieses Triebwunsches zusätzlich noch durch ihre pharmakologische Wirkung.

Obwohl wir die Todessehnsucht für die Entstehung und das Bild der Sucht als von zentraler Bedeutung halten, haben wir festgestellt, daß auch zahlreiche andere, wenn auch subordinierte, objektivierbare Motive ursächliche und gestaltende Bedeutung bei der Entwicklung einer beliebigen Sucht haben können, deren Erfolg aber immer gleich regressiv und destruktiv ist. Das Suchtmittel kann dazu verwendet werden, einen echten Mangel zu ertragen und auszugleichen oder nicht annehmbare Triebforderungen zu schwächen. In der Basler psychiatrischen Universitätsklinik wurde eine hebephrene Patientin beobachtet, welche, von Halluzinationen sexuellen Inhalts geplagt, riesige Mengen von Saridon und Zigaretten konsumierte, um dadurch, wie sie hoffte, von diesen Trugbildern verschont zu bleiben. Durch den Alkohol lassen sich die Kontaktschwierigkeiten des schizoiden Psychopathen wegräumen, oder die Homosexualität kann eine Suche sein nach soviel Männlichkeit wie möglich. Solche Motive bleiben jedoch gegenüber der Suche nach Ruhe der mit dem angebotenen Leben uneinigen Seele von geringerer Bedeutungskraft.

Auf dem Rückzug vor einer Welt, die für ihn kalt und ungastlich blieb, sucht der Süchtige einen Todesersatz im maßlosen Genuß jener Betätigungen, die auch die Todessehnsucht des Gesunden befriedigen. Die vegetativen Bedürfnisse werden einzeln oder kombiniert zu ständig drängenden Forderungen nach Betäubung

durch leiblich-sinnliche Lust, und ihre formalen Abweichungen von der Norm zeugen von destruktiven Tendenzen, die sich nicht nur gegen das eigene Ich, sondern gegen die ganze Schöpfung richten. In der dauernden Dissoziation des individuellen Zwecks und des transzendenten Sinns der vegetativen Triebhandlungen erblicken wir den Wesenskern jeder Sucht. Diese ältesten Lebensfunktionen wählt der an der Welt Verzweifelte und zur Selbstpreisgabe Entschlossene aus, um durch Verkehrung ihres Sinns seelischem und in der Folge körperlichem Tod entgegenzugehen. Der süchtige Mensch hat vor den Forderungen des Lebens kapituliert und sich einem gierigen Luststreben ergeben. Er ist ganz dem Wunsch nach Spannungslosigkeit und Todesfrieden ausgeliefert. STENGEL und SCHMIDEBERG und andere haben die Fugue Porio-maner als einen symbolischen Suizid gedeutet. Insofern die Porio-manie nicht als Epilepsieäquivalent auftritt, muß man sie als eine Suchtform betrachten, die mit der Freß- und Trunksucht, Schlaf- und Sexualsucht eng verwandt ist. HESS hat mit seinen Versuchen an der Katze gezeigt, daß in direkter Nachbarschaft zu den vegetativen Zentren im Hypothalamus ein Zentrum triebhafter Bewegungen lokalisiert ist. Neben dieser engen topischen Verbundenheit des Bewegungstriebes mit dem Freßtrieb oder Sexualtrieb ist ihre funktionelle Verknüpfung schon lange bekannt. Zum Wesen des Hungers gehört beim Tier und auch beim Kind ein Bewegungsantrieb und sein motorischer Vollzug. Die Verbindung von Sexual- und Bewegungstrieb begegnet uns überall im Tierreich. Ein eindruckliches Beispiel liefern uns die Spinnermännchen, welche, sobald sie die Puppenhülle verlassen haben und fliegen können, einen stürmischen und ruhelosen Suchflug beginnen, der bis zur Begattung des Weibchens das ganze, allerdings sehr kurze Leben anhält. Das schweifende Umhergehen kann, wo es als Porio-manie in Erscheinung tritt, als selbständige, dranghafte Handlung aus der Tiefe der Persönlichkeit oder als «Übersprungsphänomen» beziehungsweise Irradiationsphänomen aufgefaßt werden, wenn ein drängendes, vegetatives Bedürfnis nicht vollzogen werden kann. Der süchtige Porio-mane macht es direkt offenbar, was der Sinn seiner Krankheit ist und daß er einer beengenden Situation zu entkommen versucht. Er flieht in die Weite der freien Natur, oder er streift ziellos umher, ergriffen von den Bildern seiner Phantasie. Die Beziehung zur Ordnung des Werk-tages wird aufgelöst, die Bande mit dem alten Milieu werden zerrissen, und er ergibt sich seinen Wunschträumen. Durch das triebhafte Gehen kann der Porio-mane, gleich wie andere Süchtige durch kontinuierliches Kauen oder Lutschen, seine Bewußtseinsfunktionen als Träger einer dysphorischen Stimmungslage so weit ausschalten, daß er von seinen Spannungen befreit wird. Eine besondere Bedeutung beim Versuch des Porio-manen, sich unempfindlich zu machen, muß man dem rhythmischen Geschehen seiner Handlung beziehungsweise des Ausschreitens beimessen. Der Rhythmus der motorischen Handlung ist ohne jeden Bezug zum Phänomen der nervösen Reizsummation und stellt ein Mittel zur Ausschaltung der an eine ähnliche Periodizität gebundenen Denkfunktionen dar. Des Rhythmus

bedient sich besonders auch die ekstatische Musikform, welche die Bewußtseinskontrolle erniedrigt und die Möglichkeit bietet, aus sich herauszutreten und entrückt zu werden. Durch die rhythmischen Akte des Poriomanen, des Kettenrauchers, Nägelbeißers, Masturbanten, Tänzers usw. kommt es zu einem «abaissement du niveau mental», da sich die beiden entgegengerichteten Seelenströmungen, die unlustbetonte, bewußte Wahrnehmung und die Aufnahme des ablenkenden motorischen oder akustischen Reizes, treffen und auslöschen.

DIE ANTAGONISTISCHE BEDEUTUNG DER «TÄTIGKEITSSUCHTEN»

Nachdem wir alle süchtig entarteten vegetativen Handlungen, von ihrer normalen psychischen Qualität ausgehend, unter dem Aspekt des Todestriebes in einem Krankheitsbild zu vereinigen vermochten, wollen wir prüfen, wie weit die «Tätigkeitssuchten» mit Recht als Suchten bezeichnet werden. GABRIEL hat als erster die Monomanien zu den Suchten gerechnet und den Begriff der Tätigkeitssuchten aufgestellt, welche er von den Suchten nach chemisch definierbaren Substanzen unterscheidet. Seine Auffassung, daß Tätigkeiten süchtig entarten können, fand allgemeine Verbreitung, und VON GEBSELLE formulierte diese Ansicht mit den Worten: «Jede Richtung menschlichen Interesses kann süchtig entarten.» Im Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie weist MATUSEK darauf hin, daß es neben Arzneimittelsucht und dem Alkoholismus noch andere Suchten gebe, die nicht in einem Gebrauch von Mitteln bestünden (Stehlsucht, Spielsucht), und daß alle Suchten als eine mögliche spezifische Manifestation einer süchtigen Haltung aufgefaßt werden müßten. Während GABRIEL und MATUSEK in der Klassifizierung der psychopathologischen Erscheinungen übereinstimmen und sie den Suchtbegriff gleich weit spannen, eröffnen sich zwischen ihnen bei der Symptomdeutung wesentliche Gegensätze. Nach GABRIEL wird das allgemeine, menschliche Verlangen nach dem Höchsten, nach der Aufhebung der Persönlichkeitsschranken nur den wenigsten Menschen durch höchste Aktivität erfüllt. Alle übrigen, welche nicht zu diesen Übermenschen zählen, müssen zu künstlichen Ersatzmitteln greifen, um ihre Einswerdung mit dem Unendlichen zu erleben. Diese Vereinigung des Durchschnittsmenschen mit dem Unendlichen bedeutet aber, statt wie beim Gipfelmenschen Höchststeigerung des Menschlichen, letzte Passivität und Preisgabe des Ichs an das dämonische Schicksal. Die Hingabe an das Schicksal hat wollüstigen Charakter wegen des Lustgefühls der Befreiung von den unerträglichen Schranken des Ich-Raumes und vor allem wegen der menschlichen Lust am Bösen. Wenn sich der Mensch dem ungewissen Schicksal preisgibt, so vernichtet er das Menschentum in sich und tötet Gott in der eigenen Seele. Die Lust daran ist das eigentliche Böse. Was dem Durchschnittsmenschen seelisch unerreichbar ist, täuscht er sich körperlich, materiell vor und erschleicht derart ein Gefühl des Hinschwindens, Auflösend, Vergehens. GABRIELS Theorie mündet in die Auffassung, daß die süchtige Haltung

gekennzeichnet wird durch die lustvolle Preisgabe an die unberechenbaren Mächte des Schicksals und den heimlichen Wunsch nach Untergang. Bevor wir die Auffassung GABRIELS mit unseren eigenen Darlegungen vergleichen, wollen wir noch MATUSSEKS Stellungnahme zum Wesen der Sucht kurz beleuchten. MATUSSEK umschreibt seinen Standpunkt, sich auf FENICHEL berufend, folgendermaßen: «Die süchtige Persönlichkeit sucht in irgendwelchen Mitteln oder Verhaltensweisen die Befriedigung infantiler oraler Wünsche, die zur gleichen Zeit sexuelle Begierde, Sicherheitsbedürfnis und Selbstachtung bedeuten.» MATUSSEK erblickt in der Sucht einen aktiven Protest gegen die verlorengegangene, mütterliche Welt und hält den verschlingenden Weltbezug des Süchtigen für ein Symptom einer paranoiden Einstellung mit dem Gefühl der Bedrohung. Nur in den Endzuständen einer Arzneimittelsucht ist eine völlige Passivität erreicht. Den Sadismus des Süchtigen deutet er als eine von dem Gefühl der Ohnmacht durchsetzte Reaktion auf die feindliche, nicht nährnde Welt.

Während bei GABRIEL die passive Hingabe an das dunkle und unbestimmte Schicksal und eine wollüstige Untergangsstimmung das Wesen der süchtigen Haltung ausmacht, hält MATUSSEK die aktive Suche des Kranken nach dem «paradise lost» innerhalb einer gegnerisch eingestellten Welt für kennzeichnend. Sein Süchtiger ringt mit dem Schicksal, das er nach seiner infantilen Konzeption umgestalten möchte, und seinen Mißerfolg versucht er an der Umwelt zu rächen. Herrscht bei GABRIEL in der Sucht mehr das Moment des Masochismus, so spielt bei MATUSSEK der Sadismus eine bedeutende Rolle. Diesem Dilemma versuchen wir zu entgehen, indem wir die Sucht als ein scharf gegen andere neurotische Krankheitsphänomene abgrenzbares Krankheitsbild zu erfassen versuchen. GABRIELS Definition ist nicht weit von unserer Auffassung entfernt, daß die entfesselten Todestribe des Süchtigen die Herrschaft über die Lebenstribe gewonnen hätten. Entgegen GABRIEL sind wir aber der Meinung, daß sich die Todestribe des Menschen in besonders geeigneten, spezifischen Tätigkeiten, den vegetativen Triebhandlungen, entladen. Seine sogenannten Tätigkeitssuchten sind außer der Sexualsucht, die hier einge-reiht wird, nur in seltenen Fällen, in denen sie veränderte Formen eines noch erkennbaren, zugrundeliegenden vegetativen Bedürfnisses darstellen, echte Suchten. In den meisten übrigen Fällen kann weder eine wollüstige Hingabe an das Schicksal noch eine Manifestation der Todessehnsucht entdeckt werden. Die strafrechtlichen Konsequenzen verschiedener Monomanien sind keine Kriterien für ihren Suchtcharakter, da hierfür nur die bewußte oder unbewußte Intention zur Autodestruktion entscheidend ist und eine solche in diesen Fällen nicht nachgewiesen werden kann. Häufig stellen die Kleptomanie, Pyromanie, Sammelwut usw. expansiv-paranoide Reaktionen dar mit dem Wunsche nach Selbstbehauptung und Sicherung, und sie zeigen eine engere Verwandtschaft zu den «Kampfneurosen» als zur Sucht. Die erwähnten Monomanieformen treten aber auch als Ersatz für Triebwünsche auf, deren Befriedigung nicht zugelassen wird. Eine für das Bestehen der

Persönlichkeit gefährlicher scheinende Bedrohung durch sinnliche Triebe wird durch solche Ersatzhandlungen abzuwenden versucht. Diese Ersatzhandlungen können auch das Bestreben beinhalten, das Ich gegen das Es zu stärken. Es mag weiter das Verlangen vorliegen, jener Instanz, welche den Triebverzicht fordert, die eigene Macht vorzuführen. Das Erlebnis der Stärke des Ichs ist zugleich der Ersatz für die Niederlage eines anderen Persönlichkeitsteils, als auch teilweise ein Ersatz für die Triebentsagung. Anstatt der vegetativen Triebbedürfnisse, deren Erfüllung mit der Ich-Auflösung durch die Hemmung der Sinnesempfindungen verbunden ist, tritt das Streben nach dem Erleben eines mächtigen und gesicherten Ich-Seins.

Wie läßt es sich erklären, daß die erwähnten Autoren in der Interpretation der Symptombedeutung der Sucht so weit auseinandergehen? Diese Meinungsunterschiede lassen sich möglicherweise aus der historischen Entwicklung des klinischen Suchtbegriffs verstehen. Zuerst verwendete man den Suchtbegriff nur für den Mißbrauch chemisch definierbarer Substanzen mit einer bestimmten pharmakologischen Wirkung. Später hat VON GEBSATTEL den Suchtbegriff durch die Einbeziehung der sexuellen Aberrationen erweitert. GABRIEL schloß dann den Suchten noch die übrigen Monomanien unter der Bezeichnung «Tätigkeitssuchten» an, und sein Standpunkt fand allgemeine Anerkennung. Beim Versuch nun, die Sucht nicht nur phänomenologisch zu erfassen, sondern auch ihrer Symptombedeutung nach zu bestimmen, sind GABRIEL und MATUSSEK offenbar von verschiedenen Krankheitsbildern ausgegangen. So kam es, daß Krankheitserscheinungen, die in das Einteilungsprinzip GABRIELS gehören und die wir von der Sucht abgrenzen möchten, mit seinem Deutungsversuch nicht übereinstimmen und inhaltlich näher bei MATUSSEKS Auffassung eines aktiven Protestes gegen eine feindliche Umwelt stehen.

Der gegenwärtige psychiatrische Suchtbegriff stellt einen unbestimmten Sammelbegriff dar, welcher auf dem Monomaniebegriff aufbaut, dessen neue Definition durch KRAEPELIN damals ein wichtiges Verdienst darstellte. Auch die Monomanien vereinigen aber Krankheiten, welche nur äußerlich miteinander verwandt sind. KRAEPELIN faßte alle Formen des «Entartungsirreseins», welchen die Entwicklung einzelner krankhafter Triebe und Neigungen eigentümlich ist, zusammen. Diese Einteilung berücksichtigt so wenig wie der Suchtbegriff die kausale und finale Bedeutung der Erkrankung. 1955 stellte SOLMS in einer Arbeit «Zur Frage der Monomanien» fest: «Die Monomanien sind keine Krankheit sui generis, sie stellen ein Syndrom dar, das im Zusammenhang mit einer großen Reihe von Krankheiten vorkommt.» Um so weniger sinnvoll ist es also, die Monomanien gesamthaft dem noch weiteren Oberbegriff der Suchten zu unterstellen. Nur eine exakte Bedeutungsanalyse kann entscheiden, wo die einzelnen Monomanieformen unterzubringen sind.

Anhand von vier ganz zufällig herausgegriffenen Fällen kleptomane Kranker wollen wir in Kürze anzudeuten versuchen, daß GABRIELS Suchtmerkmale in den

Monomanien nicht überall anzutreffen sind und daß es schwierig, ja sogar unmöglich ist, alle Fälle bei den Suchten einzuordnen. Die Einordnung einer Monomanie unter die Sucht darf nur dort vorgenommen werden, wo zum Beispiel die pyromane oder kleptomane Handlung mit einem manifesten Sexuellustgewinn verbunden ist.

Fall 1: Klinische Diagnose: Psychopathie (sexuell pervers, triebhaft kriminell). Schon im Waisenhaus, wo die Patientin, die zur Zeit der Exploration 32-jährig war, vom 7. Altersjahr an aufwuchs, bestahl sie fast täglich andere Kinder. Das Stehlen hatte für das Kind die gleiche Bedeutung wie seine häufigen masturbatorischen Betätigungen. Während des Stehlens zerfloß das Mädchen wie während des Onanie-rens innerlich in phantastisch-grauenhafte Erlebnisse. Zur Zeit der Pubertät begannen sich die massenhaften Diebstähle immer mehr auf die Zeit der Menstruation zu konzentrieren. Kreisten ihre sexuellen Phantasien früher um Vorstellungen von Blut, von ekelhaften Besudelungen, von Gequält- und Gefoltertwerden, so verschoben sie sich damals auf homosexuelle und sodomistische Akte. Da kein Mann ihren unersättlichen, perversen Sexualtrieb zu beruhigen vermochte, gesellte sie sich zu einer Dirne, die ihr auch als Hehlerin diente. Während ihres Klinikaufenthaltes ist sie meistens etwas depressiv und ängstlich. Ihre traurigen Verstimmungen steigern sich manchmal in eine eigentliche Verzweiflung hinein. Nach der Rückkehr von einer Strafuntersuchung unternimmt sie einen Suizidversuch, indem sie sich mehrere Nähnadeln in die Bauchdecken stößt.

Ausschnitte aus einem Gutachten von Prof. M. BLEULER:

«Frau E.s Sexualperversion erklärt eine sexuelle Lustbetonung am Stehlen. Harmlose Gegenstände bekommen in ihren Augen sexuelle Bedeutung, wenn sie nur entfernt an eine erotische Vorstellung erinnern. Nicht nur das Objekt erregt aber die Erotik der Patientin, sondern auch der Akt des Stehlens selbst, weil er einen Zustand von Angst und Spannung erzeugt, der in ihrer übermächtigen sadistisch-masochistischen Phantasie eine ähnliche Wirkung wie der Sexualakt hat.»

Bei dieser Patientin erkennen wir deutlich, was GABRIEL unter der lustvollen Hingabe des Süchtigen an das Schicksal und das Unbekannte versteht. Klar ist aber auch ein Zusammenhang zwischen der Kleptomanie und der Sexualität der Patientin. Ihre Kleptomanie kann als perverse Form der Sexualität aufgefaßt werden, weshalb wir auf Grund der vorangegangenen Darlegungen ihre kleptomanen Handlungen als süchtig bezeichnen müssen. Der Hintergrund der kleptomanen Handlungen weist auf den Wunsch der Patientin hin, sich selbst seelisch zu töten, um einen Todesfrieden genießen zu können. Wurde sie während der Menstruation von ihren sexuellen Begierden besonders gequält, nahm sie auch große Dosen Allonal zu sich, um Ruhe zu bekommen.

Fall 2: Eine testologische Untersuchung einer leicht depressiven und zu gereizter Querulation neigenden 52-jährigen Patientin, welche sich zahlreicher Diebstähle

und betrügerischer Kreditkäufe schuldig machte, ergab unter anderem folgende Eigenschaften:

Auffällige Labilität der Affektivität, in welcher Angst, Jammer, moralisches Gebaren und Zorn abwechseln. Anfallsartige Entladung gestauter Affekte. Krankhafte Neigung, sich von der Umwelt beeinträchtigt zu fühlen und mit Minderwertigkeitsgefühlen zu reagieren. Die Patientin ist in ihrem Triebleben auf einer frühinfantilen Stufe stehengeblieben.

Trotz ihres gesteigerten Zärtlichkeitsbedürfnisses gelang es der Patientin nie, eine tiefere Beziehung aufzubauen und echter Liebe teilhaftig zu werden. Bei sexuellen Kontakten fehlte ihr das Gefühl der Befriedigung. Da die Patientin nicht imstande ist, zu den Mitmenschen und zur Umwelt eine adäquate Beziehung aufzunehmen und sie ihre enormen Zärtlichkeitsansprüche nicht normal befriedigen kann, staut sie ihre Affekte auf und entlädt sie anfallsartig durch Bemächtigung eines Objektes der Sachwelt. Der Drang zu stehlen kommt plötzlich über sie, wenn sie sich in einem Geschäft befindet. Nach Begehen des Diebstahls erfüllt sie ein mächtiges Freudegefühl, das aber ohne jede sexuelle Färbung ist. Auch kommt den gestohlenen Gegenständen kein Symbolcharakter zu. Oft verschenkt sie das Diebesgut an Leute, bei welchen sie als liebe, großzügige Tante erscheinen will. Durch Von-sich-Geben der von ihr entwendeten Gegenstände an geliebte Personen in Form von Geschenken versucht sie ihre unbefriedigten Zärtlichkeitsbedürfnisse zu erfüllen.

Das Stehlen dieser Patientin bietet ein ganz anderes Bild. Sie empfindet die größte Lust nicht während des Stehlaktes, sondern erst nach vollbrachter Tat. Für diese Patientin kann kaum der Kampf mit der drohenden Gefahr der Entdeckung und die Preisgabe an das gefährliche Schicksal den Lustcharakter ihrer Handlungen ausmachen. Das Lustgefühl hat sie immer erst nach dem Diebstahl. Man gewinnt den Eindruck, daß es sich hier um Versuche handelt, Einfluß auf das Schicksal zu gewinnen. Durch die Aneignung eines Objektes erlebt sie ein Machtgefühl, ein Gefühl, an den Gütern dieser Erde teilzuhaben und durch das Verschenken der Objekte mitmenschlicher Zuneigung teilhaftig werden zu können. Ihre Beeinträchtigungs- und Minderwertigkeitsgefühle versucht sie durch ihre Handlungen zu kompensieren, welche nicht nur ein einfacher Triebersatz für das mißglückte Liebes- und Sexualleben, eine Ventilöffnung für angestaute Sexuallibido sind, sondern weit mehr bedeuten. Ihre Handlungen sollen vielmehr dazu dienen, ihr Ich durch neues Selbstvertrauen zu festigen und ihren Platz in der Welt zu verteidigen.

Fall 3: Klinische Diagnose: Psychopathie (schizoid), Deбилität. Die Patientin, die von Beruf Pflegerin ist, blieb nie lange an einem Arbeitsplatz. Sie kommt sich vor als ein Mensch von besonderer Art, immer geplatzt, immer geächtet, nie anerkannt in ihren Fähigkeiten. Deshalb suchte sich die geltungssüchtige Patientin fortwährend ein neues Wirkungsfeld, um wenn möglich eine wenn auch nur kurz dauernde Anerkennung zu finden. Weil sie den Ansprüchen, die sie machte, und der Stellung, die sie einnehmen wollte, nicht genügte, blieb ihr krankhaftes Geltungsbedürfnis

unbefriedigt, und sie wurde arg enttäuscht. Aus diesem Unbefriedigtsein entspringt ihre harte Verurteilung aller Familien, in denen sie Pflegerin gewesen ist. Die debile Patientin konnte sich kaum damit abfinden, aus einer Stelle entlassen zu werden, ohne doch noch eine Befriedigung zu erfahren. Diese suchte sie darin, daß sie Dinge, die ihr an ihrem Orte als überflüssig vorkamen, entwendete, um dadurch ihre Herrschaften für ihr Verhalten zu bestrafen. Hartnäckig versucht sie ihre Diebstähle abzuleugnen und sich als das Opfer maßloser Ungerechtigkeiten auszugeben. Obwohl sie immer nur das Gute wolle, werde sie von allen Menschen angefeindet, und als Lektion wünscht sie der Welt einen neuen Krieg.

Auch in diesem Fall dient das Stehlen weder der Lust an Abenteuer und Gefahr noch der Befriedigung sexueller Ansprüche, sondern der Befriedigung von Machtbedürfnissen und der Kompensation von Beeinträchtigungsgefühlen.

Fall 4: Klinische Diagnose: Psychopathie (schizoid), fragliche Schizophrenia simplex. Schon als Kleinkind fiel der Patient durch eine Vorliebe für glänzende Gegenstände auf, die er entwendete und versteckte, um dann mit ihnen allein zu spielen. Der 17jährige Bursche zeigt typische Pubertätsallüren und wirkt süffisant und frech. Weiter kann man ihn als strebsam und impulsiv charakterisieren. Anlässlich von manchmal auftretenden tranceähnlichen Zuständen hat er die Empfindung, als wenn alles krumm in der Welt stünde und er sich selbst mit dem Kopf in waagrechtter Stellung befände. Einen solchen Zustand erlebte er zum ersten Male, als ein Meister ihm beim Abschied den verlangten Lohn nicht zahlen wollte. Die gestohlenen Gegenstände verkaufte er, um sich aus dem Erlös Eßwaren und Vergnügen leisten zu können. Während seiner Diebstähle habe er keinen Willen mehr, und alles scheine dann in ihm wie tot zu sein. Gewissensbisse mangelten ihm ganz. Nach einem Diebstahl hätte er auch schon das Gefühl gehabt, etwas gemacht zu haben, das nicht jeder fertigbringe. Was die Beziehung zu seinen Eltern anbetrifft, berichtet der Patient, daß er immer wieder mit seinen Zärtlichkeitsansprüchen bei der Mutter abgeprallt sei. Vom Vater hätte er oft das Gefühl gehabt, er liebe ihn nicht. Oft hätte es ihn auch gequält, daß es andere Kinder schöner hatten als er.

Prof. J. E. STAEHELIN bemerkt zu diesem Fall in einem Gutachten:

«Bei seinen Diebstählen mag das immer sehr stark vorhandene Gefühl mitgespielt haben, zu kurz gekommen zu sein in der Liebe seiner Mutter (vom Vater ganz zu schweigen) und gegenüber seinen vermöglicheren Kameraden benachteiligt und deshalb irgendwie berechtigt zu sein, sich auf eine andere Weise dafür schadlos zu halten. Um einen wahllosen Aneignungstrieb, wie ihn die echten Kleptomane zu zeigen pflegen, dürfte es sich beim Exploranden nicht handeln.»

STAEHELINS Interpretation der Diebstähle des Kranken als expansive Reaktion und Folgen einer expansiven Entwicklung wird dadurch gesichert, daß die letzten bekannten Diebstähle des Patienten unmittelbar nach Liebesenttäuschungen mit jungen Mädchen begangen wurden. Auch in diesem Fall kann man in den diebischen Handlungen nicht eine bezweckte Preisgabe an das Schicksal oder eine Be-

friedigungsform der Todessehnsucht erkennen. Die triebhaften, zwangsmäßigen Diebstähle sind einerseits Vergeltungsakte gegenüber der Umwelt und eine Ersatzbestrebung für zu kurz gekommene Ansprüche auf Liebe und Wohlstand, anderseits dienen sie dem oberflächlichen Zweck, sich mit ihrem Erlös ein vergnügliches und angenehmes Leben zu verschaffen.

Unter den vier kurz besprochenen Kranken, die nicht besonders ausgesucht wurden, ist auffallend, daß nur ein einziger als Süchtiger imponiert. Bei dieser ersten Patientin sehen wir, daß die betreffenden kleptomane Handlungen im Grunde perverse sexuelle Betätigungen darstellen. Das unstillbare Sexualverlangen der Patientin beziehungsweise die quantitative Störung dieses vegetativen Bedürfnisses weist auf eine fluchthafte Abkehrhaltung vom Leben hin und auf den Wunsch nach erlösender Betäubung. Die qualitative Seite ihrer Sexualstörung ist mehrdeutig. Vor allem deutet sie hin auf die Regression auf die Stufe «polymorph perverser Sexualität» (FREUD) und die darin eingeschlossene Möglichkeit, in weiterem Umfange den eigenen Körper und die Objektwelt zur Befriedigung triebhaft-sinnlicher Regungen auszunützen. Daneben bedeutet sie auch einen Protest gegen die Norm, gegen Gesellschaft und Kultur, welcher das Ideal ungebundener, wilder Ekstase gegenübergestellt wird. Die Gefahr der Herausforderung der Mächte, die Ordnung und Leben vertreten, erzeugt eine Mischung von Spannung und Angst, die leicht in sexuelle Erregung und Lust umschlägt. Zur Unterscheidung der ersten Patientin von den drei anderen Fällen sei noch auf den Zusammenhang der Sucht mit der Depression hingewiesen und auf die unverhüllten Zeichen, daß die erste Patientin an depressiven Zuständen litt. Dafür sprechen zwei untaugliche Suizidversuche und ängstlich-traurige Verstimmungen. Die Lebensverneinung, welche als allgemeines Merkmal des süchtigen Tuns erkannt wurde, ist auch das Aufbauelement der Depression. Der Süchtige und der Depressive leiden beide gleich an einer Erlebnisunfähigkeit und einer Lähmung ihres Weltbezuges. In den drei anderen Fällen können wir im Stehlen keine Zeichen von Flucht vor dem Leben und Streben nach Todesfrieden erkennen. Es drückt sich in diesen Symptomen bei ihnen vielmehr der Wille aus, ihre Seinskräfte zu vermehren, sich das Gefühl des eigenen Wertes zu verschaffen und sich gegen eine mißgünstige Welt zu sichern. Die Triebe, welche hier am Werke sind, gehören nicht zu den sinnlichen, vegetativen Trieben, sondern nach der Triebeinteilung von KLAGES zu den «personellen Triebfedern», worunter auch die Triebe nach persönlicher Selbstbehauptung und Icherweiterung fallen. Während die Süchtige vom Gefühl der Ohnmacht und der eigenen Schwäche gegenüber dem machtvollen Ablauf eines unbarmherzigen Lebens beherrscht war und nur noch den Wunsch hatte, vor den Forderungen des Lebens auszuweichen, sind die drei anderen Untersuchten von unterschiedlich starken, paranoiden Vorstellungen vom Unrecht der Welt und der Mißachtung ihrer Persönlichkeit erfüllt. Ihr Bestreben geht dahin, ihre Inferioritäts- und Benachteiligungsideen aktiv in das Leben eingreifend zu kompensieren. Das gestohlene Objekt dient der Stärkung

ihres Ichs, und der Mut zur Tat festigt ihr ramponiertes Selbstvertrauen. Auf ganz ähnliche Weise versucht der von einer Sammelwut Besessene oder der Oniomane seine Macht zu stärken. Für diese Kranken bedeutet das angeeignete Objekt einen Zuwachs des Ichs, da es als Teil des eigenen Ichs empfunden wird. Auch im normalen menschlichen Verhalten können wir überall Reste eines primitiven Denkens auffinden, das vom Besitz der verschiedensten Objekte eine Stärkung und Bereicherung der eigenen Persönlichkeit erwartet. Am deutlichsten erscheint uns dieses Denken im immer noch verbreiteten Glauben an die Wirkung von Amuletten oder in der Bedeutung von Schmuck. Die Eigenschaften eines Amuletts gehen auf dessen Besitzer über, weil er diese Wunderkräfte unbewußt introjiziert, ähnlich wie der Kriegsschmuck aus dem Fell eines Bären oder Büffels die wilde Kraft dieser Tiere verleiht, so daß der primitive Krieger selbst als starker Bär oder großer Büffel angesprochen wurde. Weiblicher Schmuck dagegen vermehrt die Gabe der Schönheit und ersetzt den natürlichen Schmuck der Tiere. Was wir vor allem beim primitiven Menschen mit einer magischen Weltschau beobachten, läßt sich auch im Verhalten des Kindes erkennen. Mittels seiner Spielgegenstände übernimmt es die Rolle von Vorbildern aus der Erwachsenenwelt; denn mit diesen Surrogaten kann es sich mit seinem Idealbild leichter identifizieren. Der Spielgegenstand erzeugt für das Kind eine illusionäre Wirklichkeit. Auf einer höheren geistigen Reifestufe können Objekte, die auch als Sammlungen angelegt werden, für einen Menschen die Bedeutung haben, aus den Grenzen seines Ichs herauszutreten und seine Daseinsweise zu bereichern. Wenn ein Sammler seine Objekte introjiziert, kann dieser Vorgang abhängig vom Sammelgegenstand einen faßbaren Niederschlag in dessen Psyche finden und eine wirkliche Bereicherung seiner Persönlichkeit bedeuten. Aber auch für Sammlungen von Gegenständen der Kunst oder Wissenschaft besteht hinter echter Begeisterung das Gefühl von Macht, die durch den Besitz und durch Wissen verliehen wird. Alle Mächte, die dem Menschen begehrenswert erscheinen – jene des Geistes, der Körperkraft und Schönheit, der Sexualität und des Ansehens –, versucht er durch die Formgestaltung der Materie und deren Besitz zu festigen und zu betonen. Während der Sammeleifer gewöhnlich aus Eros zum Leben und vom Streben nach geistiger Vielfalt angeregt wird, fehlt dem monomanen Sammler echtes Verständnis für seine Sammelgegenstände, die er nur infolge eines Aneignungsdranges und dem Anspruch nach Macht und Sicherheit zusammenträgt. GABRIEL erwähnt selbst, daß ein Kind durch den Besitz seiner Spielzeugsammlung in seiner eigenen Wertschätzung und in der seiner Kameraden steigt und durch das Sammeln sein Selbstbewußtsein steigert. Von einem seiner Patienten berichtet GABRIEL, daß er die gesammelten Bleistifte wie Teile seines Ichs hütete, weil er auf sie die Sorge um die Entfaltungsmöglichkeiten seiner Persönlichkeit überträgt. Steht diese Beobachtung nicht im Widerspruch zu Äußerungen GABRIELS, daß die Tätigkeitssuchten einem Willen zum Untergang entspringen würden und eine Hingabe, Preisgabe an das «blinde Schicksal» und ein Aufgeben des

Ichs, einen Verzicht aufs Wollen, letzte Passivität bedeuteten? Zwischen den Suchten, welche mit der vegetativen Sphäre des Soma in Beziehung stehen, und GABRIELS «Tätigkeitssuchten», worin er die Sexualsucht einbezieht, lassen sich äußerliche Gemeinsamkeiten aufzeigen. Für beide Krankheitsphänomene ist neben einem zwingenden Verlangen nach der entsprechenden Handlung eine gesuchte Veränderung der psychischen Spannung typisch. Bei den Pyromanen oder Kleptomanen zum Beispiel wird die krankhafte Tat vollzogen, um durch die erzeugte Spannung ihre Umweltsbeziehung intensiver zu erleben und ihr Ich-Gefühl zu erhöhen. Ähnlich findet man bei verschiedenen Formen der Sucht ein primäres Ansteigen der Lebhaftigkeit des Erlebens bis zur maximalen Spannung und der damit verbundenen Einengung des Erlebniskreises. Während aber bei den sogenannten Tätigkeitssuchten der Spannungszuwachs erstrebt wird, um dadurch eine Steigerung des Ich- und Lebensgefühls zu erfahren, ist die im Bereich der Suchten entstehende Spannung eine Vorbedingung für die gewünschte Erregungslosigkeit. GABRIELS Tätigkeitssuchten entstehen aus dem Drang nach Selbstbehauptung und Expansion, die Suchten, wie wir sie verstehen, bilden dagegen einen Ausdruck der Resignation. Wie schon kurz angedeutet wurde, kann ein krankhaft verändertes Bedürfnis nach Festigung und Sicherung des Ichs, wie man es in den sogenannten Tätigkeitssuchten antrifft, aus zweierlei Ursachen entstehen: Infolge von paranoiden oder berechtigten Beeinträchtigungsideen und von Insuffizienzgefühlen («*complexe d'abandon*», RAMBERT) oder infolge der Bedrohung durch drängende sinnliche Triebe. Wenn die Sucht eine Erkrankung ist, welche die Tendenz zur Lebensflucht ausdrückt, so drängt sich nur schon theoretisch ein anderes Krankheitsbild auf, in welchem sich ein begieriges Sich-am-Leben-Anklammern manifestiert. Das pathologische Streben nach mehr Leben und einem intensiveren Dasein wird erfüllt beim Anblick eines gelegten Brandes oder anlässlich eines gewagten Diebstahls oder bei einer gefährlich schnellen Autofahrt. Bei diesen Betätigungen erlebt der Kranke einen Höhengschwindel, ein berauschend-beängstigendes Gefühl einer zu bestehenden und für ihn bestehbaren Gefahr. Er erfährt seine Macht und Überlegenheit in einer Welt, von welcher er sich vergessen oder bedroht fühlt.

Sowohl die Suchten im eigentlichen Sinn als auch GABRIELS Tätigkeitssuchten zeichnen sich durch den Rückzug der Objektlibido und deren Konzentration im eigenen Ich aus. Ganz verschieden ist aber in den beiden Krankheiten die Richtung dieser an das eigene Ich gebundenen psychischen Energie.

Nach der Begriffsbestimmung von FREUD bedeutet Narzißmus die Zuwendung des Sexualtriebes zum eigenen Ich und allgemeiner die Regression der Libido zum Ich. Da FREUD auch die Selbsterhaltungstrieb als libidinös und sexuell betrachtet und keinen Gegensatz zwischen Sexualtrieben und Ichtrieben anerkennt, wird mit dem Ausdruck Narzißmus die Besetzung des Ichs mit indifferenter Libido ausgedrückt, ohne daß damit vorweggenommen wird, ob die Libido zur Erhaltung oder zum Verlöschen des Ichs eingesetzt wird. Der süchtige Mensch verschafft den sinn-

lichen Triebbedürfnissen des Es, ohne Rücksicht auf die Ganzheit der Person und ohne wirksamen Widerstand durch dessen höhere Instanzen, Erfüllung. FREUD stellt vom Es fest: «Wir können sagen, daß das Es unter der Herrschaft der stummen, aber mächtigen Todestriebe stünde, die Ruhe haben und den Störenfried Eros nach den Winken des Lustprinzips zur Ruhe bringen wollen ...» In den Krankheitsbildern dagegen, welche GABRIEL unter den «Tätigkeitssuchten» zusammenfaßt, die Erotomanie ausgenommen, herrschen jene Triebe, die im Ich wirksam und auf die Sicherung und Entwicklung der Persönlichkeit gerichtet sind und im weitesten Sinn als «Vervollkommnungstriebe» bezeichnet werden können. Auch hier hat sich die Objektlibido zurückgezogen, zwar nicht auf den eigenen Körper, aber auf eine Prothese für die schwach oder gefährdet erlebte eigene Persönlichkeit. Eine solche Stütze findet der selbstunsichere Kranke in der Vermehrung seines materiellen Besitzes, in den Identifizierungsmöglichkeiten des Films und der modernen Sportveranstaltungen und dem Machterlebnis krimineller Handlungen, wie zum Beispiel wiederholten Giftmorden und Brandlegungen. Auch dieser Mensch leidet an einer Einschränkung seines Umweltserlebens, da auf der Suche nach einem Mittel zur Steigerung seines Selbstwertgefühls sein Blickfeld eingeengt wird und er den wahren Weg zu seiner Ich-Entwicklung verpaßt.

Daß eine Handlung ohne bestimmtes Ziel und als Selbstzweck ausgeführt wird, kann nicht als Kriterium der Sucht angesehen werden. Deshalb können wir die Auffassung ZURTS nicht teilen, welcher schreibt: «Immer wenn ein Mittel oder ein Tun nicht mehr seinem eigentlichen Sinn und Ziel gemäß verwendet wird, wenn es ‚seinem Ziel entwendet‘ ist, wenn es Selbstzweck wird, sind wir an der Grenze, wo gewohnheitsmäßiger Gebrauch zur Sucht werden kann.» Es ist im Gegensatz zu den regressiven Eigenschaften der an der Sucht beteiligten Triebe ein Zeichen der Beteiligung von Tendenzen einer höheren seelischen Entwicklungsstufe, wenn Handlungen ausgeführt werden können, ohne daß damit ein bestimmter Zweck verfolgt wird und nur aus Freude an der Handlung. Ein solches trifft beispielsweise für das Spielen zu, eine Betätigungsform, welche nur bei den höheren Formen der Tierreihe angetroffen wird. Die aus einer höheren Persönlichkeitssphäre ableitbaren, dranghaften Beschäftigungen, die GABRIEL zu seinen «Tätigkeitssuchten» rechnet, werden nach VON GEBSATTEL unternommen, um einen Zustand der Leere zu überwinden und rasch zu einem Inhalt zu gelangen, nicht aber, um einen Zustand seelischer Erregungslosigkeit zu erreichen, wie wir das für die Suchten als typisch beschrieben haben. Die Triebe und Funktionen, welche bei den Suchten und den sogenannten Tätigkeitssuchten beteiligt sind, gehören zu verschiedenen Integrationsstufen des Zentralnervensystems und haben eine entgegengesetzte, psychologische Bedeutung: Einerseits die der Regression, anderseits jene der Expansion.

Noch ein weiterer Unterschied zwischen Sucht und Tätigkeitssucht wird durch die angeführten Krankheitsfälle angedeutet. Die Sucht hat ganz allgemein Bezie-

hungen zur Depression, die angeführten letzten drei Fälle dagegen zeigen Berührungspunkte mit der paranoiden Fehlhaltung und expansiver Entwicklung.

Die wesentlichen Unterschiede in Inhalt und Sinn der mit dem psychiatrischen Begriff der Sucht zusammengefaßten Krankheitsbilder und die Möglichkeit, dieselben in zwei Hauptgruppen zu trennen, läßt uns die Aufstellung eines neuen Krankheitsbegriffes für berechtigt erscheinen. Unter diesen Begriff möchten wir jene Krankheitserscheinungen einreihen, welche von GABRIEL als Tätigkeitssuchten bezeichnet werden. Die Sexualsucht hingegen rechnen wir als eine Störung der vegetativen Bedürfnisse ebenfalls zur Sucht.

Den nicht süchtigen Monomanen, wie er in den letzten Beispielen auftritt und welcher weder wissentlich noch unwissentlich nach der Auslöschung seines Ichs trachtet, könnte man wegen seines egoistischen Machtwillens als «egoman» bezeichnen. Sowohl die Sucht als auch die nicht als Sucht auftretenden Monomanien zeichnen sich durch ihren extremen Egoismus aus, das Vorzeichen, unter welchem der Egoismus in Erscheinung tritt, ist aber in den zwei Krankheitsbildern entgegengesetzt. Während der lebensverneinende Süchtige alle Energien zum Untergang seines Ichs konzentriert, trachtet der lebensbejahende Monomane ausschließlich nach Stärkung und Behauptung seines Ichs. Seine Krankheit wird durch den starken Ich- und Daseinswillen bestimmt, welcher im Verhältnis zur Umwelt Verschlingungswille oder Zerstörungswille werden kann, wie uns dies zum Beispiel der Oniomane und Pyromane demonstrieren. Die Süchte hingegen können nur aus einer inneren Gleichgewichtsstörung und einem ungehemmten Todesverlangen verstanden werden. Nicht selten trifft man beim gleichen Menschen die Symptome der Sucht und der «Egomanie». Beide Krankheiten entstehen auf einem ähnlichen oder gleichen lebensgeschichtlichen Hintergrund, und warum das gleiche Individuum einmal diesen, einmal jenen Ausweg wählt, hängt hauptsächlich ab vom Widerstreit sthenischer und asthenischer Tendenzen. Das Nebeneinander beider Symptome kann auch so zustande kommen, daß die «egomane» Handlung das Ich schützen soll vor den Gefahren einer nicht akzeptablen, ungezügelter Sinnlichkeit, die sich in der Süchtigkeit manifestiert. Die «egomanen» Symptome, die den fehlgeleiteten Willen zum Leben ausdrücken, drängen die destruktiven Suchthandlungen zurück. Sammelwut, Oniomanie, moderner Drang nach Vergnügungen usw. stehen in einem antagonistischen Verhältnis zu süchtigen Betätigungen. Die «egomanen» Symptome dienen dann nicht dem Schutz vor äußerer Bedrohung und Beeinträchtigung, sondern vor der Gefahr im Innern, und sie können als Reaktionsbildungen des Ichs aufgefaßt werden. Mit dieser Wechselbeziehung zwischen Sucht und Egomanie wird auch ein Zusammenhang zwischen Sucht und Zwang angedeutet; denn die unwiderstehliche Stärke des Handlungsimpulses und die Abwehrfunktion können sowohl Charakteristika der «Egomanie» als auch des Zwanges sein. Oft findet man beim Süchtigen auch die Zeichen einer anankastischen Fehlhaltung, ebenfalls trifft man folglich die «egomanen» Symptome zu-

sammen mit einer Zwangsneurose an. Daß unsere Beispiele einer «Egomanie» alle drei mit der paranoiden Fehlhaltung in Beziehung stehen und keines mit anankastischer Fehlhaltung, hängt sowohl von der Häufigkeitsverteilung als auch vom Zufall ab.

Da wir glauben, mindestens in knapper Form die Existenz der «Tätigkeits-suchten» widerlegt zu haben, wollen wir versuchen, den Suchtbegriff mittels einer Definitionsformel unserer Auffassung gemäß festzulegen. Davon ausgehend, daß ein allgemeines menschliches Streben nach Spannungslosigkeit und Reizausschaltung besteht und die Lebenstrieb diese Tendenz zu ihren eigenen Zwecken in den Lebensablauf einbauen, haben wir erklärt, daß sich beim süchtigen Menschen die Todestrieb von den ihnen übergeordneten Lebenstrieben losgelöst haben, um ein eigenmächtiges Dasein zu führen. Die abgeschnürten Todestrieb suchen Erfüllung in jener Form, welche ganz generell die Befriedigung des Nirwana-Strebens, der Tendenz nach Suspendierung des Bewußtseins vermittelt: in der Erledigung leiblich-sinnlicher Bedürfnisse. Der Wunsch des Süchtigen nach Auflösung des Ichs und nach Untergang der aktuellen Welt erfährt einen Ausdruck und subjektive Erfüllung in einer quantitativen und (oder) qualitativen Störung der vegetativen Bedürfnisse, wobei keine primäre somatische Krankheitsursache vorliegt. Diese Suchtdefinition beruht auf der Erfahrungstatsache, daß der süchtige Kranke durch die Wahl des Symptoms seine Abkehrhaltung vom Leben zu verwirklichen versucht. Auf die Todessehnsucht des Süchtigen kann in verschiedener Weise geschlossen werden. Rückwärts gehend kann man durch Symptomanalyse und Vergleich beim Gesunden schließen, daß die Handlungen des Süchtigen nur den Zweck der Daseinsflucht haben können. Zum gleichen Resultat gelangt man durch die Untersuchung der Suchtmotive und die Aufstellung der Suizidzahlen bei süchtigen Kranken. In dem von uns untersuchten Krankengut, das hauptsächlich aus Toxikomanen besteht, haben wir gefunden, daß ungefähr ein Drittel der süchtigen Anstaltspatienten mit Suizid droht, einen ernsthaften Suizidversuch unternimmt oder sogar durch Suizid aus dem Leben scheidet.

Da wir den Suchtbegriff nach dem Inhaltssinn des Symptoms bestimmen, scheiden die Erkrankungen, deren Ziel nicht Selbstvergessenheit und Todesfrieden ist, von der Einteilung unter die Krankheitsbezeichnung Sucht aus. Eine große Gruppe von Monomanien, die GABRIEL als «Tätigkeitssuchten» bezeichnet hat, haben wir deshalb trotz gewisser struktureller Ähnlichkeiten mit den Suchten davon ausgeschlossen und unter den neuen Krankheitsbegriff der «Egomanie» gestellt.

ZUSAMMENFASSUNG

In der Literatur über die Sucht herrscht weite Übereinstimmung, daß ein Mensch durch seine Erkrankung an einer Sucht die Tendenz erkennen lasse, aus dem realen Leben in einen Zustand erloschener Sinnesempfindungen zu entweichen. Man trifft auch den Standpunkt an, daß die Sucht aus dem Drang nach Selbstzerstörung entstehe. Bevor wir uns dem eigentlichen Problem der Sucht zuwenden, versuchen wir zu zeigen, daß der Mensch neben den Trieben nach schöpferischem Tun immer auch den Drang verspürt, Todesruhe zu finden. Des Menschen Drang, einen Zustand zu finden, wo er lebend tot sein kann, bezeichnen wir als Todessehnsucht. Wir lehnen es ab, die Existenz eines Triebes zu anerkennen, welcher die Auflösung des individuellen Lebens erstrebt, wie dies beim Todestrieb von FREUD der Fall ist. Den Ausdruck Todestrieb wenden wir gleich an wie die Todessehnsucht und erblicken darin einen Kunstgriff der Natur, dem Menschen die dauernde Todesbedrohung seines in einmaliger Weise auf schöpferisches Sein eingerichteten Lebens erträglicher zu machen. Mit Hilfe von Beispielen aus der Dichtung zeigen wir das menschliche Streben nach Todesfrieden. Da wir als das Wesen der Sucht eine Gleichgewichtsstörung zwischen den schöpferischen Trieben und dem Nirwana-Streben annehmen, fragen wir uns, wo sich das menschliche Nirwana-Streben erfüllt. Durch die Erkenntnis der Erfüllungsmöglichkeiten der Todessehnsucht gelingt es uns, die Süchte genauer gegen andere Krankheitsbilder abzugrenzen. Es ist einleuchtend, daß die Todessehnsucht nicht in allen Handlungen gleich gut erfüllt werden kann und daß deshalb nur bestimmte Handlungen süchtig entarten werden. Wir halten es für wichtig, auf die Verbindung der vegetativen Bedürfnisse mit der Todessehnsucht hinzuweisen. Bei der Erfüllung der vegetativen Bedürfnisse, des Schlafs, der Ernährung und der Sexualität, kommt es physiologischerweise infolge des Überwiegens des Parasympathikotonus zu einer Reduktion der Aktivität des extravertierten animalen Systems und zu einer Abkehrhaltung von der Außenwelt. Es sei aber noch bemerkt, daß, obwohl sich diese triebhaften, vegetativen Funktionen in ihrem neurophysiologischen Ablauf sehr ähnlich sind, sie nicht ganz parallel gehen. Die vegetativen Bedürfnisse, die der Selbst- und Arterhaltung dienen, schöpfen Lust aus der mit ihrer Erfüllung verbundenen Erregungsverminderung im animalen System und der Annäherung an den Tod. Die Sucht äußert sich aber nicht nur in einer quantitativen Störung der vegetativen Bedürfnisse, sondern ebenfalls in einer qualitativen. In dieser qualitativen Störung äußert sich der Protest des Süchtigen gegen die Welt, in welcher er sich fremd und ohne Zweck vorkommt.

Wenn wir die Sucht auffassen als einen Fluchtversuch vor dem Leben, welches ohne Sinnerfüllung blieb, so möchten wir daneben einen Krankheitsbegriff auf-

stellen, welcher die gegensätzliche Tendenz beinhaltet. Eine gegenüber den Süchten antagonistische Tendenz glauben wir in den «Tätigkeitssüchten» GABRIELS erkennen zu können. Während die narzißtische Libido in den Süchten an den eigenen Körper gebunden ist und regressive Bedeutung zurückgewinnt, ist sie in den «Tätigkeitssüchten» auf eine Prothese für das stärkungsbedürftige Ich gerichtet. Deshalb bezeichnen wir eine unter GABRIELS Begriff der «Tätigkeitssucht» fallende Monomanie als «Egomanie». Während der süchtige Mensch eher einen sensitiven Charakter besitzt und an einer depressiven Fehlhaltung leidet, hat der ego-mane Mensch eher einen expansiven Charakter und die Symptome einer paranoiden oder anankastischen Fehlhaltung.

LITERATURVERZEICHNIS

- BATTEGAY, R.: Individuelle und soziale Ursachen, Prognose und Prophylaxe der Sucht mit Analgetika. *Schweiz. med. Wschr.* 88, 89 (1958).
- Recherches comparatives sur la genèse de l'alcoolisme et des toxicomanies. *Bulletin des stupéfiants* 2 (1961).
- BOROS, L.: *Mysterium mortis*. Walter-Verlag, Olten (1962).
- BOVET, T., und KIELHOLZ, P.: Die Süchtigkeit. Gotthelf-Verlag, Zürich (1958).
- BYCHOWSKI, G.: Zur Psychopathologie der Brandstiftung. Diss. Zürich (1919).
- CARUSO, I. A.: Bemerkungen über den sogenannten Todestrieb. *Schweiz. Arch. Neurol. Psychiat.* 70 (1952).
- DÖHNER, W.: Zur neurotischen Schlafsucht. *Dtsch. med. Wschr.* 78 (1955).
- FENICHEL, O.: Zur Kritik des Todestriebes. *Imago* 27, 458 (1935).
- FREUD, S.: Jenseits des Lustprinzips. *Ges. Werke*, Bd. XIII, S. 1, S. Fischer, Hamburg, 4. Aufl. (1963).
- FRIEDEMANN, A.: Trieb und Sucht. Festschrift Hans Christoffel. Basler psychol. Arbeitsgemeinschaft (1958).
- GABRIEL, E., und KRATZMANN, E.: Die Süchtigkeit. Verlag Neuland, Berlin (1936).
- GABRIEL, E.: Die Süchtigkeit, Psychopathologie der Suchten. Verlag Neuland, Berlin (1962).
- GARMA, A.: Psychologie des Selbstmordes. *Imago* 23, 63 (1937).
- GEBSATTEL, VON, V. E.: Zur Psychopathologie der Sucht. *Studium Generale* 5, 258 (1948).
- Die depressive Fehlhaltung. In: *Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie*, Bd. 2. Verlag Urban und Schwarzenberg, München (1959).
- GIESE, H., und VON GEBSATTEL, V. E.: Psychopathologie der Sexualität. Verlag Enke, Stuttgart (1962).
- GLOVER, E.: Zur Ätiologie der Sucht. *Internat. Z. Psychoanal.* 19 (1933).
- GSELL, O., KIELHOLZ, P., und HEGG, J. J.: Phenacetinabusus. *Schweiz. med. Wschr.* 91, 1529 (1961).
- HAFFTER, C.: Das Problem der Süchtigkeit. *Gesundheit und Wohlfahrt* 1 (1948).
- HENTIG, VON, H.: Der nekrotrope Mensch. Verlag Enke, Stuttgart (1964).
- HERZOG, E.: Psyche und Tod. Rascher-Verlag, Zürich (1960).
- HESS, W. R.: Über die Wechselbeziehungen zwischen psychischen und vegetativen Funktionen. *Arch. Neurol. Psychiat.* 2 (1925).
- Die funktionelle Organisation des vegetativen Nervensystems. Verlag Benno Schwabe, Basel (1948).
- Psychologie in biologischer Sicht. Verlag Thieme, Stuttgart (1962).
- HIRSCHFELD, M.: *Geschlechtskunde*. Verlag Püttmann, Stuttgart (1930).
- JASPERS, K.: *Allgemeine Psychopathologie*. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg (1959).
- JORES, A.: *Menschsein als Auftrag*. Verlag Huber, Bern (1964).
- KIELHOLZ, A.: Trunksucht und Psychoanalyse. *Schweiz. Arch. Neurol. Psychiat.* 1 (1925).
- KIELHOLZ, P.: Ursachen und Behandlung der Toxikomanie. *Z. Präventivmedizin* 2, 339 (1957).
- Abusus und Sucht mit phenacetinhaltigen Kombinationspräparaten. *Schweiz. med. Wschr.* 87, 1131 (1957).
- Ursachen, Ausbreitung und Behandlung der Medikamentensucht. In: *Psychohygienische Vorlesungen*. Hrsg. Hch. Meng. Verlag Benno Schwabe, Basel/Stuttgart (1958).
- Ätiologie und Therapie der Analgetica- und Hypnoticasucht. *Schweiz. med. Jb.* (1955).
- KLAGES, L.: *Grundlagen der Charakterkunde*. Verlag Bouvier, Bonn (1951).
- KLEIN, R.: Über die Empfindung der Körperlichkeit. *Z. ges. Neurol.* 126 (1930).
- KRAUS, S.: Heimatlosigkeit und Süchtigkeit. *Zbl. Psychother.* 9, 97 (1936).
- KRETSCHMER, E.: *Medizinische Psychologie*. Verlag Thieme, Stuttgart (1956).
- KRONFELD, A.: Zu den Problemen des Todestriebes. *Psychother. Praxis* 3 (1936).
- KÜHN, H.: Über das Verhältnis der vitalen zu den höheren Persönlichkeitsschichten bei den psychopathischen Formen. *Arch. Psychiat. Nervenkrankh.* 116, 229 (1943).
- KUNZ, H.: Die anthropologische Bedeutung der Phantasie. Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel (1946).
- LANDOLF, A.: Über periodische vegetativ-dranghafte Ausnahmezustände. Diss. Basel (1947).

- LAUBENTHAL, F.: Sucht und Mißbrauch. Verlag Thieme, Stuttgart (1964).
- LICHTENSTEIN, H.: Zur Phänomenologie des Wiederholungszwanges und des Todestriebes. *Imago* 21, 466 (1935).
- MAIER, L.: Der Wandertrieb. Diss. (1934).
- MATUSSEK, P.: Süchtige Fehlhaltungen. In: Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie, Bd. 2. Verlag Urban und Schwarzenberg, München (1958).
- MINDER, U.P.: Katamnestiche Untersuchungen von spitalbehandelten Schmerzmittelsüchtigen. Diss. Zürich (1960).
- MITTSCHERLICH, A.: Vom Ursprung der Sucht. Verlag Klett, Stuttgart (1947).
- MONNIER, M.: Physiologie und Pathophysiologie des vegetativen Nervensystems. Hippokrates-Verlag, Stuttgart (1963).
- MÜLLER, TH., und KIELHOLZ, P.: Erhebung über Ausmaß, Verbreitung und Prophylaxe des Medikamenten-, insbesondere des Analgeticamißbrauchs in der Schweiz. *Bull. eidg. Gesundh. Amt B* 7 (1957).
- NEUMANN, E.: Ursprungsgeschichte des Bewußtseins. Rascher-Verlag, Zürich (1949).
- Der schöpferische Mensch. Rhein-Verlag, Zürich (1959).
- NUNBERG, H.: Allgemeine Neurosenlehre. Verlag Huber, Bern (1959).
- POHLISCH, K.: Tabak, Betrachtungen über Genuß- und Rauschpharmaka. Arbeit und Gesundheit, N.F. H. 54, Verlag Thieme, Stuttgart (1954).
- ROSTEUTSCHER, J.H.W.: Die Wiederkunft des Dionysos. Verlag Francke, Bern (1947).
- RUSS, B.: Das Problem des Todes in der Lyrik Gottfried Kellers. Diss. Frankfurt a.M. (1959).
- SATTES, H.: Über die gegenseitige Ersetzbarkeit der Suchtmittel. *Nervenarzt* 30, 129 (1959).
- SCHMITT, G.: Der Stehltrieb oder die Kleptomanie. *Zbl. ges. Neurol.* 92, 1 (1939).
- SCHNEIDER, R.: Störungen der Ernährungstrieb. Diss. Zürich (1947).
- SCHUBART, W.: Religion und Eros. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München (1941).
- SCHULTZ, I.H.: Die perverse Fehlhaltung. In: Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie, Bd. 2. Verlag Urban und Schwarzenberg, München (1958).
- SIEGMUND, G., und HOFFMANN, A.CH.: Der Mensch im Rausch. Echter-Verlag, Würzburg (1962).
- SOLMS, W.: Zur Frage der Monomanien. *Wien. Z. Nervenheilk.* 11, 43 u. 165 (1955).
- SPRANGER, E.: Psychologie des Jugendalters. Leipzig (1930).
- STAEHELIN, J.E.: Nichtalkoholische Süchte. *Psychiatrie der Gegenwart*, Bd. 2. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg (1960).
- STRAUS, E.: Psychologie der menschlichen Welt. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg (1960).
- SZONDI, L.: Trieb-Pathologie. Verlag Huber, Bern (1962).
- THEISSEN, L.: Der Wandel der Suchtformen. Diss. Düsseldorf (1962).
- WATTS, A.: Natur – Mann und Frau. Verlag Du Mont, Köln (1962).
- WEISS, E.: Todestrieb und Masochismus. *Imago* 21, 393 (1935).
- WIESMANN, L.: Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter des Todes und der Maske. Verlag Francke, Bern (1958).
- WUTH, O.: Zur Erbanlage der Süchtigen. *Z. ges. Neurol.* 131 (1935).
- ZUTT, J.: Über das Wesen der Sucht nach den Erfahrungen und vom Standpunkt des Psychiaters. *Studium Generale* 5 (1948).

CURRICULUM VITAE

Ich wurde am 14. Februar 1937 als Bürger der Stadt Basel geboren. Die Primarschule und das Humanistische Gymnasium besuchte ich in Basel. Nach bestandener Matur ließ ich mich 1956 an der juristischen Fakultät der Universität Basel immatrikulieren. Das erste Semester verbrachte ich in Rom, wo ich mich vor allem kunsthistorischen Studien widmete. Nach meiner Rückkehr nach Basel trug ich mich an der medizinischen Fakultät ein. Mein ganzes Medizinstudium habe ich in Basel absolviert, wo ich 1965 das medizinische Staatsexamen bestanden habe.

